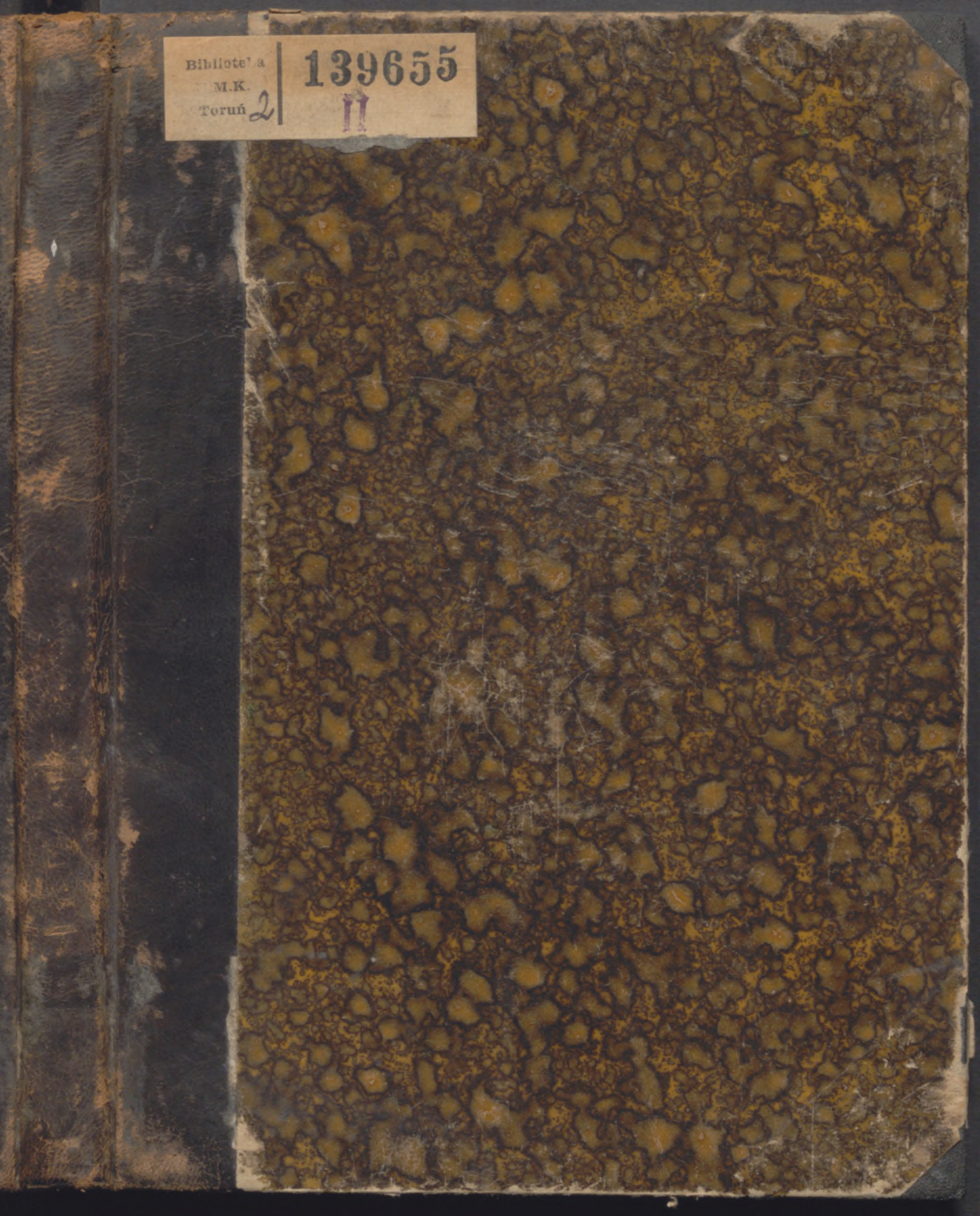
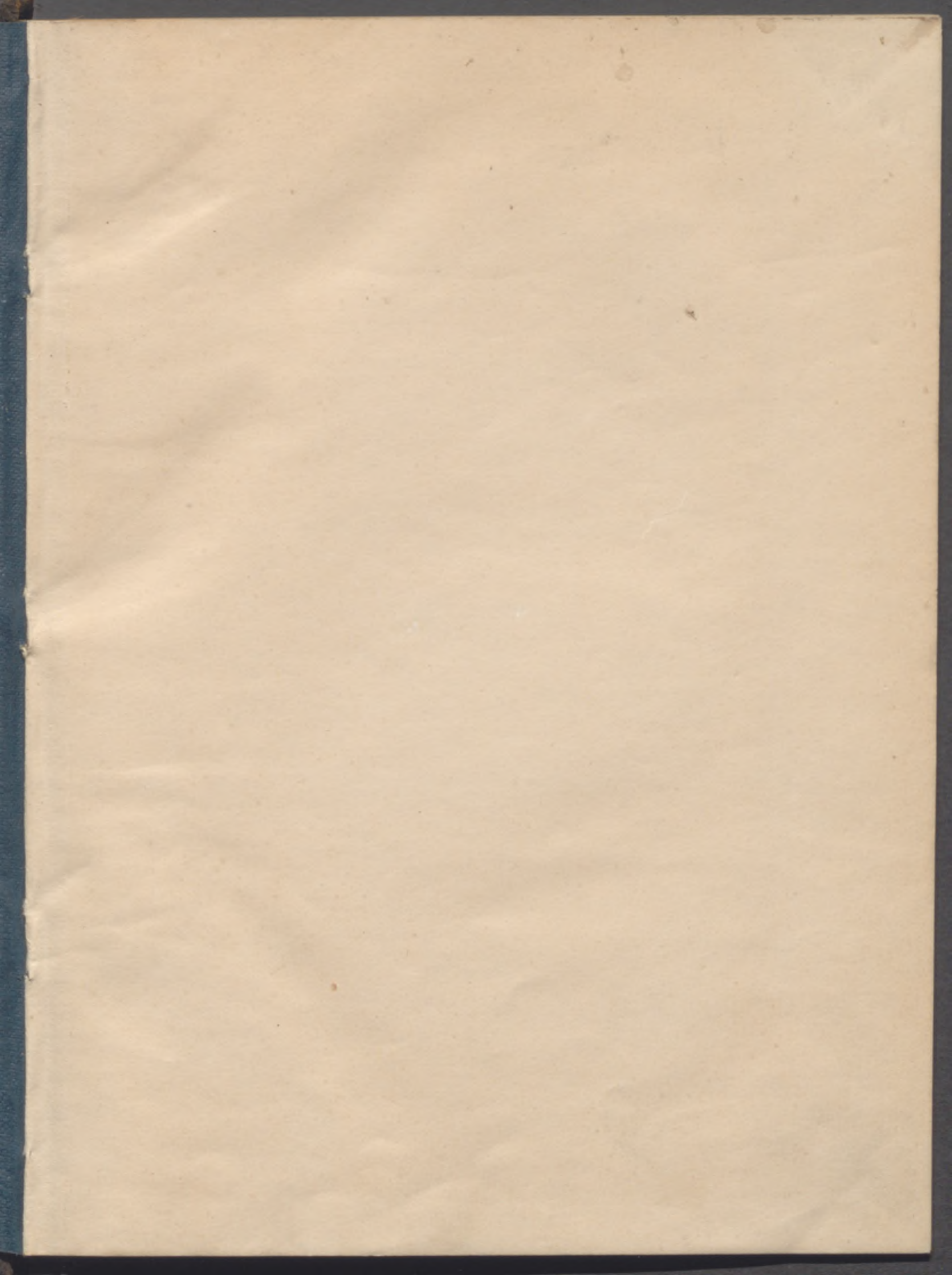
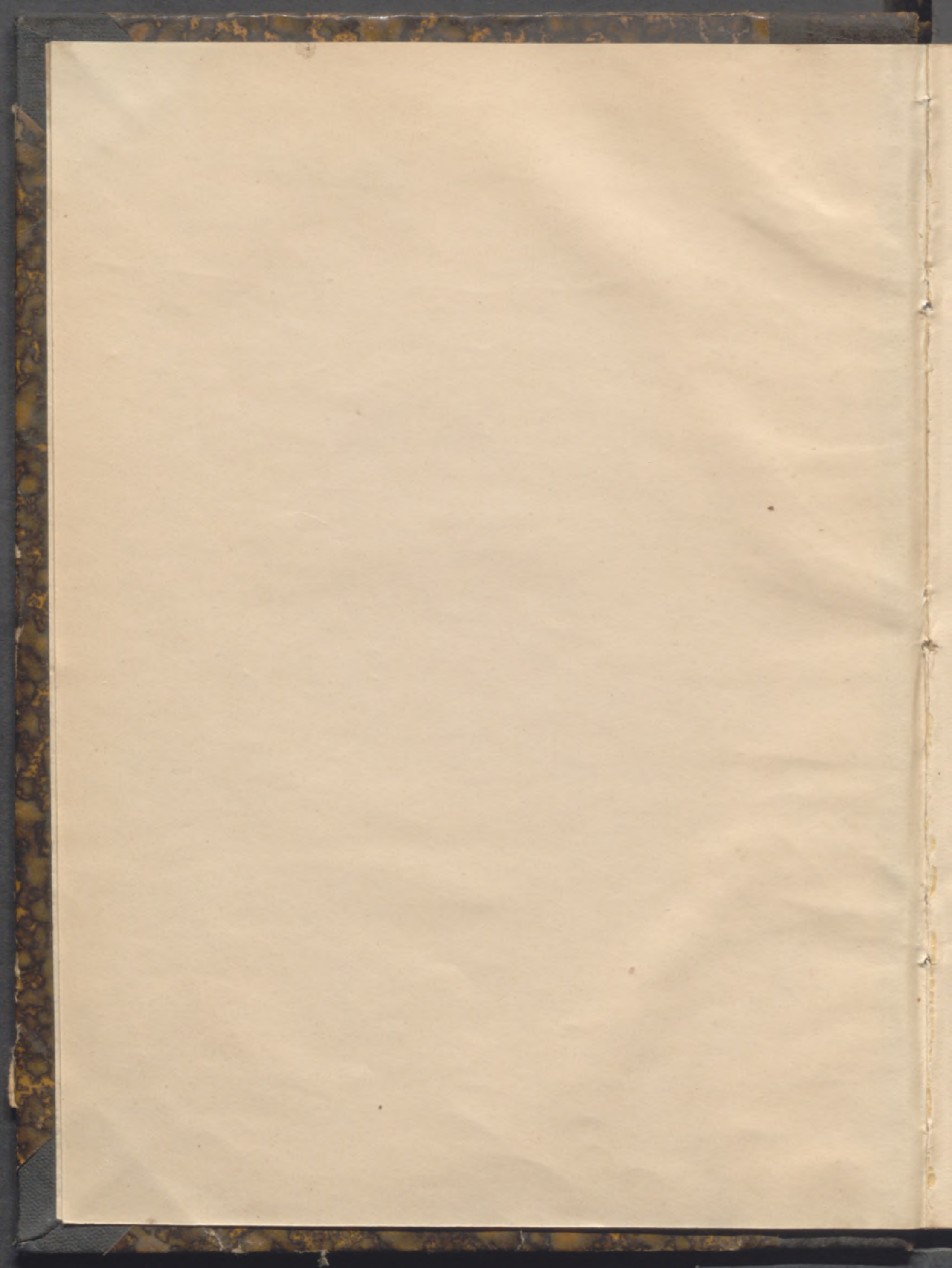

Biblioteka
U.M.K.
Toruń 2
139655
II

14.5.36

K III b 33,2





Gesammelte Schriften.

Erzählungen für das Volk.

Aufsätze und Vorträge mannigfachen Inhalts

in einer

fortlaufenden Reihe von Bändchen

von

Emil Frommel.

II.

Aus der Hausapotheke.

Siebente Auflage.

Berlin.
Verlag von Wiegandt & Grieben.
1897.

dopis do 139655

Aus der Hausapotheke.

Neues und Altes

für Gesunde und Kranke, für Jung und Alt,

für gute und böse Zeit.

Kgl. ... Lehrer-Seminar Osterode

Erzählungen

von

Titel VI B 330.

Emil Frommel.

Siebente Auflage.

Berlin.
Verlag von Wiegandt & Grieben.
1897.


Bibliothek der Pädagogischen Akademie in Elbing
M 1936 : 589
139655
II


BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

Unter dem gesetzlichen Vorbehalt einer künftigen eigenen Übersetzung in fremde Sprachen.

Seiner lieben Schwägerin

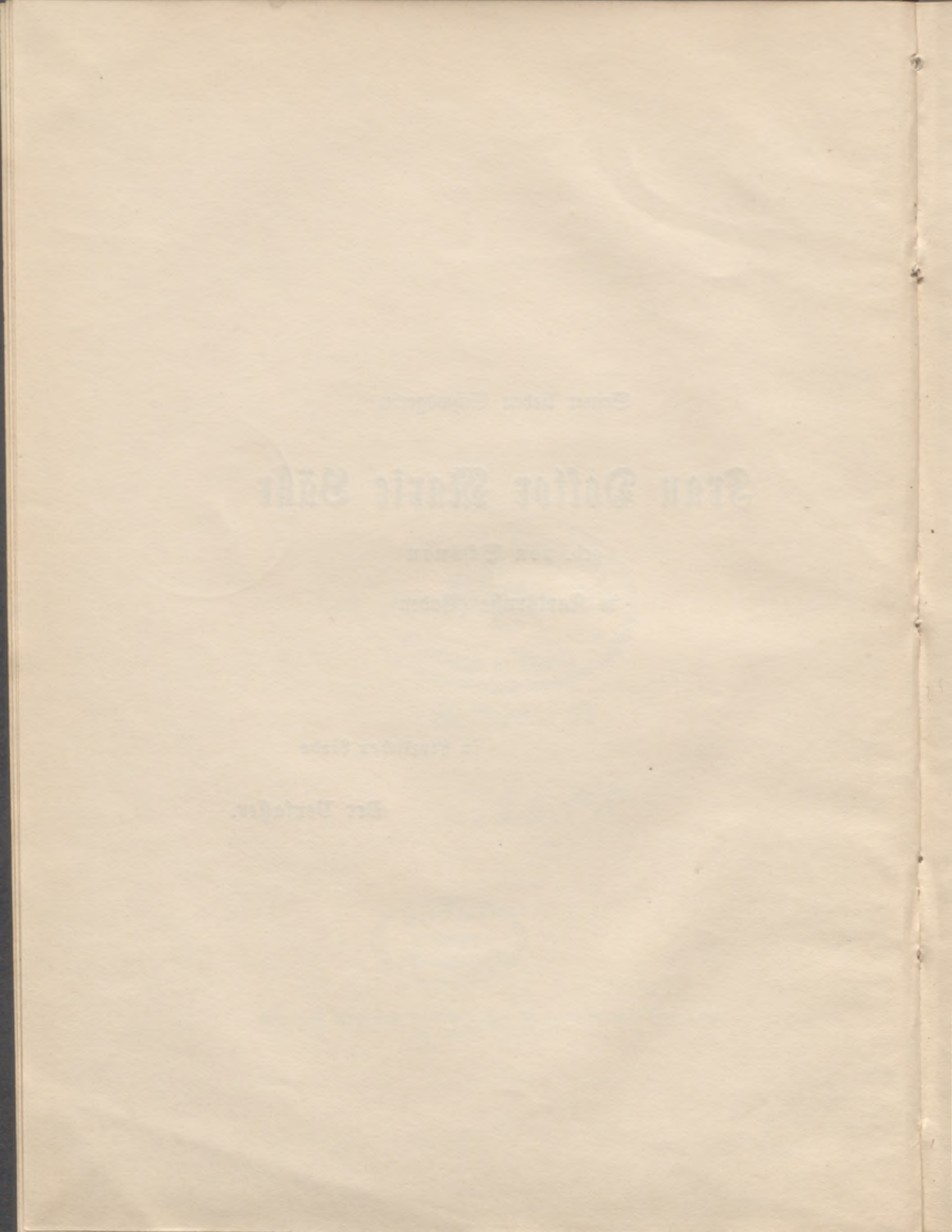
Frau Doktor Marie Bähr

geb. von Schönau

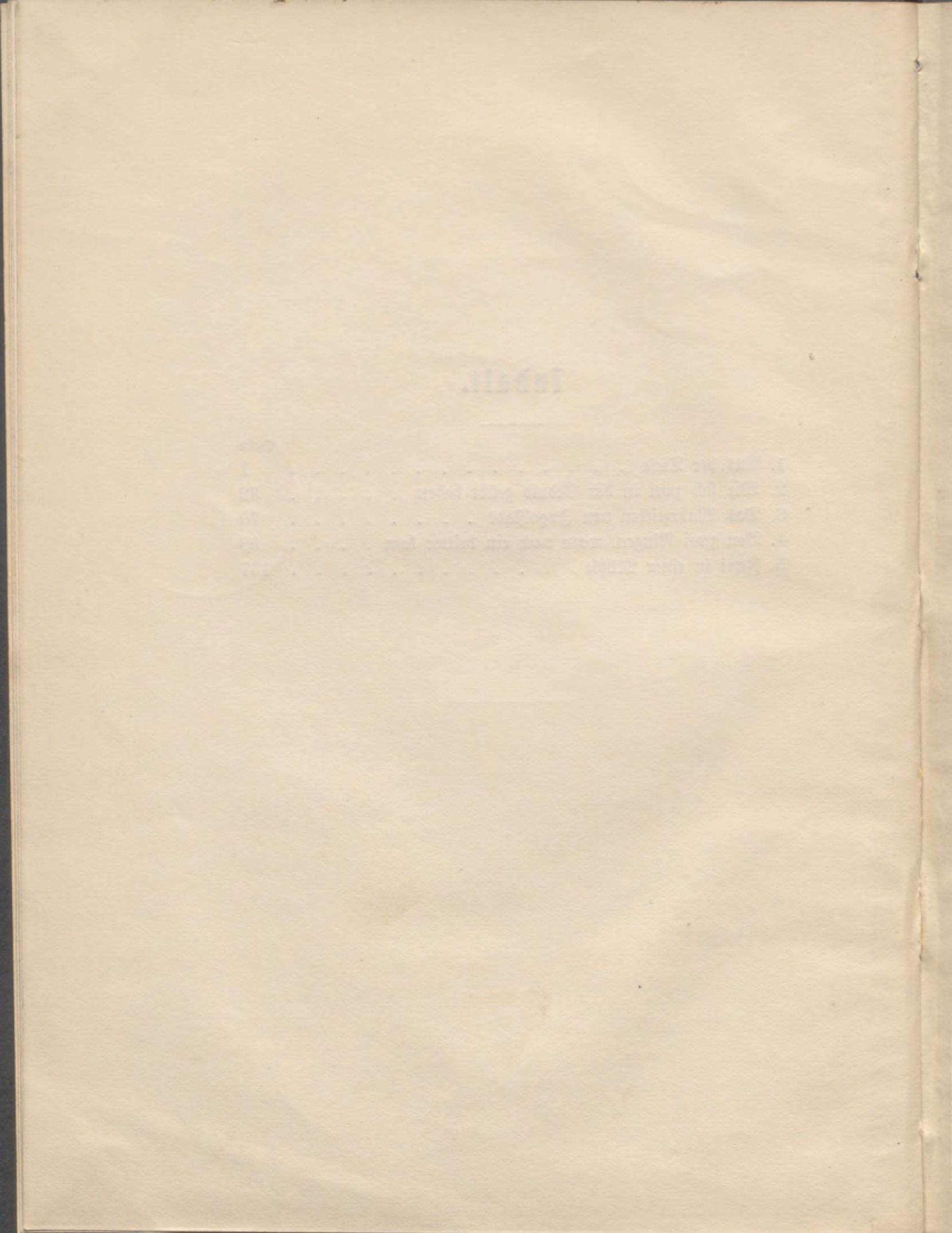
in **Karlsruhe** (Baden)

in herzlicher Liebe

Der Verfasser.



Inhalt.



1. Aus der Tiefe.

Aus tiefer Not,
Aus tiefer See,
Hebt unser Gott
Doch in die Höh'!

Wer sich seine Pfennige und Thaler fleißig gespart hat und sie dann recht schnell los werden will, der braucht nur in die schöne Schweiz zu gehen. Wenn er's noch so knapp ausrechnet und auch eine Strecke weit als Standesperson mit Klasse Nro. IV. fährt und sich ein Butterbrot samt einem Würstlein einsteckt, um es mit Adams Messer und Gabel vor aller Leute Augen zu verzehren, und des Nachts statt im „Hôtel d'Angleterre“ oder „Hotel Berner Hof“ 2c. einzukehren, sich lieber an's Tierreich hält und frägt, wo „der Bär“ oder „der Storch“ sei — es wird doch geschehen, daß ihm die Thaler in der Tasche lebendig werden und an's Fortlaufen sich machen, wie der berühmte Käse Rocquefort, den die Feinschmecker so gerne essen. Da heißt's eben zahlen und kann passieren, daß, wer bloß mit einem Reisetäschlein, statt mit einer Arche Noäh von Koffer ankommt, auf No. 180 links unter dem Speicher logiert wird. Das haben die Herren Schweizer aber erst

gelernt; denn vor fünfzig Jahren war's noch nicht so. Aber jetzt, wo die Fremden kommen wie die Heuschreckenplage in Ägyptenland, und jeder das beste haben will und mancher gern auf dem Finsteraarhorn ein Süpplein äße und auf dem Schreckhorn einen warmen Punsch tränke, ist's kein Wunder, daß die braven Schweizer das Gänserupfen gelernt haben und praktizieren. Der Verfasser aber, der alle Jahr einmal in die Schweiz ging, um den 19ten Psalm zu studieren samt dem 104ten, hielt sich halbrechts von der Landstraße und den Eisenbahnen weg und war froh, wenn er in Olten mit dem schwarzen Hauensteiner Tunnel auch die Völkerwanderung auf dem Bahnhof hinter sich hatte und an dem Fleck war, wo der liebe Gott dem Ingenieur die Bretter vorgenagelt hat. Denn von der Landstraße ab ist's nicht bloß stiller und wohlfeiler, sondern die Leute sind auch noch nicht so gerieben und übergescheut, und man trifft manchen Schweizer noch an, von dem man sich's heutzutage denken kann, daß er direkt von den Männern am Rütli oder vom Arnold Winkelried abstammt; oder man begegnet einem Fremdling, der ein Bürger des Himmelreichs ist, was noch besser ist. Ja, wenn man nur beim Reisen immer das Wünschelrütlein bei sich hätte, von dem gesagt ist, daß, wer es besitze, merken könne, wo Gold vergraben liegt! Denn wer so eines hat, könnte auch an seinen Reisegesellen bald merken, ob im Herzen Gold liegt; denn mancher sitzt

so still und kalt da wie das Gestein, und ist doch mit Goldadern durchzogen und wartet nur, bis das Wünschelrütlein anklopft. — So bin ich denn einmal den Rigi herunter gestiegen mit etlichen Fremdlingen, die, gleichwie ich, den Sonnenaufgang hätten sehen mögen da droben und ihn mit hundert Andern nicht gesehen haben. Denn trotz der großen Hornbläserei, die noch extra bezahlt wurde, kam die liebe Sonne doch nicht, und die Leute froren zusammen wie der Schnee zum Gletscher, und huschten mit ihren dicken Decken und Kapuzen und Fellen wieder in ihre Betten. Wir aber fanden uns so zufällig zusammen und wollten herabsteigen nach dem Zuger See. Die einen schimpften auf die harten Betten, die andern auf die teure Rechnung, die dritten auf den Schalmeienbläser und die vierten auf die liebe Sonne, jeder in seiner Zunge und Mundart; denn schimpfen kann man in allen Sprachen, und wenn der Mensch verdrießlich ist, ist er unter allen Himmelsstrichen unangenehm.

„Nun, Sie,“ sagte einer der Begleiter, „Sie sagen ja nichts!“

„Ich mache es wie Sie,“ antwortete ich ihm, „Sie sagen auch nichts.“

„Das hab' ich verlernt. Man muß auch den bösen Tag loben.“

Da hörte ich denn schon ein Silberglöcklein klingen und sah dem Manne in die Augen, die schauten so treuherzig drein. Ich wollte einmal probieren, ob's

auch weiter klänge, und sagte: „Wer weiß, ob's nicht darauf ankommt, wie's einer schreibt. An der Orthographie liegt viel."

„Wie meinen Sie das?" frug er.

„Ich meine, wenn man bei den „boesten Tagen" das o wegließe, dann bleibt das e noch über und dann heißt's: die „besten." Das O-rufen taugt ohnehin nicht viel und hilft doch zu nichts."

„Sie haben Recht, Herr. Man schaut dem lieben Gott eben immer hintennach und da wird's allemal wieder gut."

Da merkte ich, daß der Mann denselben Trost hatte wie ich von wegen dem nichtgesehenen Sonnenaufgang. Er hatte eine andere Sonne aufgehen sehen, und wer die gesehen, kann sich trösten. — Die Gesellschaft holte uns wieder ein und stieg auf's Dampfschiff, um schnell vom fatalen Rigiberg weiter zu kommen. Etliche aber gingen mit uns beiden, um zu Fuß herüber nach den Zürchersee zu kommen.

Unterwegs wurde wenig gesprochen. Es giebt Gegenden, die machen still und schweigsam, und zu denen gehört die Schweiz. Wo die Berge so groß und so hoch sind, da ist der Mensch klein; und in der erhabenen Stille, wo von den schneeigten Berghäuptern herunter der liebe Gott predigt, kann man seine eigne Weisheit füglich sparen. Die andern Reisegefährten schlugen sich linksab Zürich zu, und ich blieb mit dem ersten allein. —

Wir konnten noch den Eisenbahnzug erreichen und waren am Abend schon am Ufer des dritten See's — am . . . . Das Wirtshaus, in welchem wir einkehrten, war ein echtes Wirtshaus. Als wir ankamen mit unsern Reisetaschen um die Schultern, spie das geöffnete Thor — keine zwanzig Kellner auf einmal hervor mit knappen, verwachsenen Fräcken und über den ganzen Kopf hinunter gescheitelten Haaren und schmutzig-weißen Halsbinden, sondern der Wirt, der uns schon von weitem angemerkt, daß wir eine christnachbarliche Absicht auf sein „Rößlein" hätten, hatte sich unter die Hausthür gestellt, um uns in Empfang zu nehmen. Denn er war keiner von den neumodischen Wirten, die man nicht zu sehen kriegt, und die auf ihrem Bureau auf Nro. „Sicher" sitzen, um dem Nro. 20 oder 140 die Rechnung zu schreiben, und nach dem Geldbeutel zielen, wie die Schützen hinter dem Schießstand auf die Scheibe. Er streckte uns eine derbe, biedere Hand entgegen und lud uns ein mit einem treuherzigen „Grüß Gott!" unter sein Dach zu kommen. Das schwarze Sammetkäppchen auf den weißen Locken und darunter das rotwangige Gesicht und die große weiße Schürze um die Lenden — das alles war so sauber und appetitlich, daß es einem schon wohl ward bei dem Gedanken: „Bei dem wird auch sauberes Essen und sauberes Bett sein." Nachdem er uns begrüßt, rief er seine Frau und stellte sie uns vor mit dem kurzen Wort: „Das ist

unsere Mutter!“ Darnach führte er jeden in sein Stüblein, wo alles Linnen so weiß war wie der frisch-gefallene Schnee; durch die offenen Fenster drang die Seeluft, und die hohen Berge schauten so nah herein, als wollten sie ins Fenster fallen. Bald waren wir häuslich eingerichtet, die schweren Alpenschuhe wanderten von den Füßen, um ihr Leibessen, den Fischthran, zu kriegen, und wir saßen bald hinter dem gescheuerten Tisch bei den Herren Honoratioren, von denen einer nach dem andern grüßend kam und seinen Stammplatz einnahm.

Da gab sich denn die Rede von allerhand, von alter und neuer Zeit, vom teuren Brot und wohlfeilen Luxus, vom Wetter und vom Kapital, vom Rigi und den „Zürcher Herrn.“ Und nachdem die Herren alle ihre Weisheit ausgekramt und nichts mehr in den Gläsern und Pfeifen und Köpfen hatten, schickten sie sich an heimzugehen. Aber ein Gast und der Wirt, mein Reisegefährte und ich blieben noch sitzen. Wir hatten vorher manchmal das Wünschelrütlein spielen lassen, aber es lautete auf lauter Blei und Katzengold; doch jetzt, da die andern fort waren, fing das Rütlein auf's neue an zu spielen. Wie's kam, weiß ich nicht, aber wir waren plötzlich mitten drin in den Wegen Gottes mit seinen Kindern, und wie sie, seit Jesaja, des Propheten Zeiten, immer noch „so viel höher seien denn der Menschen Wege, als der Himmel höher denn die Erde ist.“ — Unserem alten Wirt

ging das Herz dabei auf, und ein Wort gab das andere und eine Geschichte die andere. Mein Reisegeselle erzählte aus seinem Leben, wie sein unglücklichster Tag sein bester geworden. Er war nämlich einst ein vermögender Mann gewesen, der eine Wollfabrik hatte; aber neben seiner Wollfabrik hatte er auch noch einen Stiefbruder und eine Stiefschwester. Er glaubte rechtlich im Mitbesitz der Fabrik zu sein. Da starb die Stiefmutter, und ihr Testament hatte Haken und Häklein, und daran hängten sich die Geschwister und die Advokaten, und zuletzt mußte er mit Weib und Kind aus dem väterlichen Hause ziehn und ward auf's Straßenpflaster gesetzt. Und das ist bekanntlich nicht weich, sondern hart und kalt. In seiner tiefen Not hat er endlich sich eines alten Hauses erinnert, vor dem er in der Jugend einmal schon gestanden, und fand die rechte Thür und auch den Schlüssel dazu und machte auf. Denn er hielt dem lieben Gott die Sperlinge und die Raben und andere Tierlein vor, die alle zu ihrer Zeit ihre Speise bekamen — und das half; und es ward ihm eine Anstellung gegeben, bei der es freilich hieß: „Man sieht mehr auf gute Behandlung, denn auf großen Lohn," aber er war froh um das. Und daran kann man eigentlich immer merken, ob bei einem Menschen der Regen der Trübsal durchgeschlagen und ein paar Fuß tief gegangen, oder ob er nur die obere Herzschicht getroffen. Wer gleich wieder hoch hinaus will, bei

Dem ist's nicht tief gegangen. Sein Prinzipal, ein reicher junger Herr, gewann den stillen Buchhalter lieb, der so unverdrossen arbeitete und der erste und letzte an der Arbeit war und nicht eher ging, als bis der Tisch sauber war. Daß sein Buchhalter aber manchen lieben Morgen nüchternen Magens an seiner Arbeit stand; und unter ihr seine Korrespondenz mit dem lieben Gott in Sachen des täglichen Brods und seiner fünf Kinder führte, wähnte der junge Herr freilich nicht. Und die Antwort von oben traf ein. Es kam eine günstige Gelegenheit, im Baumwollenhandel ein vorteilhaftes Geschäft zu machen, und der Buchhalter, der ein tüchtiger Kaufmann war und das Gräslein wachsen hörte, machte seinen Herrn darauf aufmerksam. „Nun ja," sagte er lachend, „ich habe zwar genug, aber wir wollen's riskieren. Kommt was dabei heraus, so sollen Sie die Hälfte vom Gewinn haben. Und der Herr beteiligte sich mit 50,000 Franken, und das Geschäft ging und nach sechs Wochen waren aus den 50,000 schon 100,000 geworden, und vier Wochen später ging's noch um 20,000 in die Höhe, sodaß, als die Ballen losgeschlagen wurden, der Reingewinn 70,000 Franken betrug. Und der Herr hielt Wort, wiewohl der Buchhalter, selbst erschrocken über den Gewinn, ihm dasselbe zurückgab und nur einen bescheidenen Gewinnanteil wollte. „Nein," sagte der Herr, „ohne Sie hätte ich ja die 35,000 nicht. Sie sind ein Glückskind. Aber mehr als das.

Ich habe Sie beobachtet und habe vollkommenes Vertrauen zu Ihnen. Ich bin des Geschäfts müde und will mich zurückziehen. Treten Sie als mein Associé ein. Ich lasse Ihnen meinen Namen und die Kapitalien im Geschäft. Seien Sie glücklicher als ich, der alles hat und doch nicht glücklich ist.“ Sein Herr ist seitdem auf Reisen gegangen, sein Glück zu suchen, das der arme Buchhalter unter vielen Thränen gefunden. Der ist nun ein reicher Mann. Wäre er aber beim Wollhandel geblieben, wäre er ruiniert, wie seine Geschwister es sind. Die haben schlechte Zeiten gehabt und verloren und wieder verloren, und zuletzt ist die Sache unter den Hammer gekommen. Es war kein Segen mehr drin. Er hat das Haus gekauft, sein altes Elternhaus und hat die Freude, daß er seine Stiefgeschwister bei sich im Hause haben und feurige Kohlen auf's Haupt sammeln darf. Und seiner Geschwister Herz ist auch gebrochen unter dem Elend, und so sind sie wieder zusammen gekommen, und sein schlimmster Tag ist für sie alle der beste geworden.

Wir sahen alle schweigend den Kaufmann an, der so schlicht und einfach seinen Wunderweg uns vortrug, und unserm alten Wirt standen die dicken Thränen in den Augen. „Nun, meine Herren,“ sagte er, „eine Liebe ist der andern wert. Ich will Euch auch was erzählen. Geh, Lisli, hol' noch's Krügli Wein im Keller.“ Wir stopften noch einmal unsere Pfeifen

und machten uns zurecht, die Frau und die Tochter setzten sich näher her mit ihren Spinnrädern. Draußen rauschte der See, denn der Wind ging stark, und je mehr er rauschte, desto heimlicher ward's im Zimmer. Der Wirt rückte sich das Käpplein auf die Seite und fing dann an: „Wenn Ihr Herren Euch länger hier aufhalten wolltet, woll't ich Euch gern über das Wasser fahren und Euch selber zeigen, wo meine Geschichte passiert ist, denn ich kenne die Stelle so genau, als wär' ich selber schon drunten gewesen. Unser Wasser ist tief und unergründlich wie's Menschenherz; denn wenn man meint, man wär' auf dem Grund, da geht's erst recht noch einmal herunter. Und zu Zeiten, wenn kein Wind geht, ist der See so still wie ein unschuldig schlafend Kind, von dem man meint, es hätt' kein böses Aderlein und kein Tröpflein böses Blut — aber wenn der Föhn geht, dann wacht's Kindlein auf, dann schlägt's und schreit's, accurat wie's Menschenherz, das trotzige Ding; denn wenn's drinnen stürmt, dann wirft's aus den Augen und aus dem Munde den Schlamm und Schaum heraus; und's ist wahr: „Die Gottlosen sind wie ein ungestüm Meer und haben keinen Frieden.“ Aber eh' wir an den See kommen, müßt Ihr mit herauf an's andere Ufer. Zwei Stunden einwärts in Glarner Gebiet, da könnt Ihr ein Haus sehen, schöner denn meines, und steht kein zweites so da, weit und breit. Vorne die Altane und saubere Scheiben und

alles blank und schön; Vieh im Stall, daß es eine Freud' ist zu sehen und alles in Hülle und Fülle. Aber niemand sieht's dem Hause an, daß es drinnen einmal finster war, finster, wie wenn der Föhn des Nachts bläst und alle Lichter aus sind. Der „Immenfriedli," der Hofbauer, der den Namen von seinen vielen Bienenstöcken her hatte, war ein braver Mann und mein Freund dazu. Wie oft ist er hier eingekehrt mit seinen Rappen, auf denen kein Flecklein war! Sein Weib war ihm früh gestorben, und er hatte eine Witwe geheiratet, die ihm zu seinen drei Kindern noch zwei aus ihrer Ehe mitbrachte. Und so lang der Friedli lebte, war alles Liebes und Gutes. Das Weib war aber eine rechte Mutter an den drei fremden Kindern und machte keinen Unterschied zwischen den ihren; und so oft der Friedli herkam, konnte er nicht Wunders genug sagen von seinem braven Weib, wie sie sein Hauswesen so schön führe und die Kinder in Zucht und Ordnung halte. Sie hatte es aber nicht leicht. Denn die Eltern der ersten Frau lebten noch, und das waren harte Leute, die keinem Armen was gaben und es nicht sehen konnten, daß dem Immenfriedli seine Frau so friedlich lebte und allezeit offene Tafel für die Armen hatte; sondern sie nannten sie eine „Aushäuserin," die den Kindern der ersten Frau ihr Mütterliches durchbrächte. Und wenn die Enkel am Kirmes herüber kamen zu den Großeltern, da fragten sie, ob sie auch genug zu essen bekämen, und ob

ihre Mutter noch so „aushäusig“ sei, und sagten ihnen, wenn's so fortginge, dann kämen sie noch alle an den Bettelstab. Und jedesmal, wenn sie heimkehrten, hatte die Mutter ihre Not, und es war ihr immer himmelangst, wenn die Kirmes kam und die Kinder wieder hinüber sollten. Denn wenn auch die Kinder jetzt noch wenig davon verstanden, so war doch der Unkrautssame einmal ins Herz gelegt, und das Unkraut geht schneller auf als das Korn. Das Weib aber weinte manchmal heimlich draußen unter'm freien Himmel; denn vor den Leuten hatte sie ihr Angesicht gesalbt und ließ ihr Herzeleid selbst ihren Mann nicht merken. Denn sie wußte, daß der, so gut er sonst war, leicht aufbrausen konnte, und dachte, er hat Schweres genug, willst ihm das Leben nicht noch saurer machen. Und doch hätte sie vielleicht besser gethan, sie hätte es gesagt, von wegen der späteren Zeit. Sie befahl aber auch das Anliegen Dem, der so vieles auf dem Herzen liegen hat und sagte nur: „Lieber Herr Gott, Du weißt's ja, sonst braucht's niemand zu wissen.“ — Die Kinder wuchsen allmählich heran, der Immenfried war auch nimmer jung, und so gern er bei den Kindern geblieben wäre noch ein paar Jährlein, so kam doch der Tod zu ihm und bestellte ihm den Gruß vom lieben Gott: „Friedli, du sollst heimkommen!“ Und der Friedli ließ sich's nicht zweimal sagen, sondern schickte sich wie ein rechter Christenmensch, seinem Gott zu begegnen. Seiner Frau sagte

er: „Mutter, um's Irdische brauchst Du Dich nicht zu grämen, Du bleibst auf dem Hof, so lange Du lebst und Deine Kinder auch. Das hab' ich auch schriftlich machen lassen, und Du findest es im oberen Schränklein beim Geld. Bleib' bei meinen Kindern, damit es ihnen wohlgeht und der Segen nicht fortzieht.“ Und darnach ließ er auch die Kinder kommen wie der Erzvater Jacob, segnete und vermahnte sie, die Mutter nach seinem Tode zu ehren und Frieden zu halten. Dann betete er still für sich, kehrte sein Angesicht nach der Wand und that seine Füße zusammen und ging heim. — Den nächsten Sonntag drauf wurde der Sarg von den Hofleuten in die Kirche getragen, und der Pfarrer that die Abdankungspredigt, worin er die Kinder vermahnte und die Verwandten, die alle herüber gekommen waren, im Frieden zu bleiben, wie sie Gott im Frieden berufen hätte. Mir selber aber ist's ganz weh dabei um's Herz geworden, und ich habe denken müssen, dem Herrn Pfarrer ahnt wahrscheinlich schon etwas von dem, was nachkommt. Da schaut' ich so zufällig hinüber nach der Trauerbank, und die Elsbeth, dem Immenfriedli sein Weib, sah so blaß drein und hatte gar keine Thränen mehr im Auge, und da wollte mir nichts Gutes ahnen. — Wir gingen dann vom Kirchhof heim in's Trauerhaus zum Imbiß; ich ging mit den Brüdern der ersten Frau. Die sprachen schon von der Zukunft und von dem schönen Hof, der den Kindern aus erster Ehe

gehöre, und ich hatte so meine Gedanken dabei. Als ich ein Viertelstündlein noch Zeit hatte, ließ ich die Elsbeth herausbitten. Denn die mußte drinnen, so blaß sie war, den Gästen aufwarten, die anfingen fröhlich zu werden. Denn das, ihr Herren, ist noch eine böse Sitte bei uns, daß, wenn unser Herrgott so ernstlich mit dem Tode eingekehrt ist, man ihn wieder hinauskehrt mit dem Leichenimbiß, und daß so wenig mehr unter all dem Sorgen um's Essen übrig bleibt zum Nachdenken, und wenn man traurig ist, ist's einem doch nicht um's Essen; und wo eben noch der Sarg gestanden hat, will's einem doch nicht schmecken. Die Elsbeth kam, und ich sagte ihr: „Elsbeth, haltet Euch an den Witwen- und Waisenvater im Himmel, denn Ihr wißt's schon, daß eine Witwe ein Häuslein ohne Dach ist, wo's hineinschneit und regnet und habt gelesen, was Lukas am 18ten steht, vom ungerechten Richter, und wie sich jeder was herausnimmt, wenn ein Weib keinen Mann mehr hat." Und sie schaute mich so dankbar an und sagte: „Ich danke Euch, Vetter, für den Trost, ich werd' ihn wohl hart nötig haben mit meinen Kindern."

„Horcht, Elsbeth, nehmt mir's nicht übel," sagte ich, „daß ich darnach frage: Hat der Friedli für Euch doch gesorgt, daß Ihr bleiben könntet?" —

„Ja, das hat er noch gethan, so lange ich lebe, bin ich mit meinen Kindern auf dem Hof."

„Nun dann ist's gut, hebt's nur gut auf, damit

Ihr's bei der Hand habt. Sollt' Euch aber was von Nöten sein, so vergeßt den Vetter nicht und laßt anspannen und kommt herüber. Und nun behüt' Euch Gott der Herr und helf Euch über's Schwerste hinaus."

Der See rauschte draußen stärker, und der Wind stieß an die Laden; der Alte schickte die Tochter hinaus, zu sehen, ob alles Licht aus sei und die Dienstleute zu Bette. Nachdem alles in Ordnung befunden und der Alte noch einen Schluck aus dem Krüglein gethan, fuhr er fort: „Lange Zeit habe ich nichts gehört von dem Hof da drüben, denn wenn man auch nicht so weit von einander ist, so kommt doch der Winter und das Alter, die verbieten 's Ausgehen, und im Sommer geht's auch nicht gut von wegen den Gästen. Ein halb Jahr darnach oder drei Viertel kommt an einem Sonntag abends noch spät ein Wägelein gefahren. Ich geh' hinaus und sehe, wer es ist, da steigt eben die Elsbeth herunter, aber sie war nicht mehr zum Kennen. Sie war noch blasser als am Leichentag. „Was treibt Euch bei diesem Wetter herüber, Gevatterin," sagte ich, „doch nichts Absonderliches geschehen?"

Da hat sie sich denn einmal satt geweint, und wir haben sie weinen lassen, denn die Thränen hat unser Herrgott dem Menschen auch zur Wohlthat gegeben, wie den Regen; und wenn die Sonne dann drein scheint, giebt's einen Regenbogen und außerdem

ein fruchtbar Jahr. — Dann aber faßte sie sich und erzählte, wie's ihr gegangen sei seitdem. Ein paar Tage hatten die Leute sie trauern lassen, dann sind sie aber gekommen, immer einer allein von den Verwandten und um den Hof herumgeschlichen, wie die Marder um den Hühnerstall, und riefen bald das eine, bald das andere von den ältesten Kindern und sprachen mit ihnen heimlich. Zuletzt aber rückten sie ihr immer näher zu Leib und gaben ihr zu verstehen, daß sie mit ihren Kindern jetzt den Laufpaß habe, und sie gehen könne, so weit sie die Füße tragen. Die Kinder erster Ehe, die schon älter waren, sagten nichts, aber sie ließen sich brauchen und dachten, es leuchtete ihnen ganz herrlich ein, daß der Hof ihnen allein gehören sollte, und meinten, wie man ihnen gesagt: Die Mutter und ihre Kinder hätten ja auch lange mitgegessen von ihrem Gut. Von all' der Mühe, die sie gehabt, und von ihrer Treue ward kein Wörtlein geschnauft. Hinter dem allen aber steckten die alten Großeltern. Die kamen denn auch an einem Tag herüber mit einem Schreiben von wegen dem Nachlaß. Die Elsbeth erzählte, daß ihr Mann es mehr denn einmal ihr gesagt, daß sie auch bleiben solle und sie es ja auch wissen müßten, wie sie ihm das Seine zu Rat gehalten und seine Kinder gut und treu auferzogen hätte. „Das möge sein, daß er so etwas zu ihr gesagt," meinten sie dann, „aber sie wüßten nichts davon und ließen's auf einen Eid ankommen. Ob sie

denn was Schriftliches habe.“ „Das habe sie,“ sagte die Elsbeth. „Nun dann solle sie's zeigen.“ Da ist sie dann hin an's Schränklein und hat das Papier, das sie noch nicht angesehen hat seit ihres Mannes Tod, suchen wollen und gemeint, sie habe es im Griff und könne es bei der Nacht finden, so gut habe er's beschrieben, wo's liege; aber wie sie die Schublade aufmachte, ist's nicht da gewesen. Da ist sie fast umgesunken vor Schrecken, und dann hat sie die Gesichter der Verwandten gesehen, wie sie kaum das Lachen haben halten können. Die schrieen alle aus einem Mund: „Nun, Schwägerin, wo habt Ihr's denn? Gebt's doch her!“ In der größten Angst hat sie nochmals alles durchgesucht, aber nichts gefunden. Der Schreiber machte dann so ein sauersüßes Gesicht und sagte: „Ja, wenn ihr es nicht findet, dann thut mir's leid für Euch, Immenfriedlerin, denn dann müßt Ihr fort vom Hof. Aber wir wollen Euch noch acht Tage Zeit zum Suchen lassen, vielleicht findet Ihr's noch.“ Darnach hatten sie gethan, wie wenn sie schon im Besitz des Hofes wären und sich's schmecken lassen und sind fortgefahren. Sie hat es aber nicht finden können, und nach acht Tagen kam schon einer, um zu fragen, wo das Schreiben wäre, sie solle es nur zeigen. Als sie's ihm aber nicht geben konnte, hat er ein Schreiben gezeigt, wonach sie ihre Ansprüche auf den Hof aufgeben und mit einer kleinen Summe sich abfinden lassen müsse und das Haus zu


BIBLIOTEKA W TORUNIU UNIWERSYTECKA

räumen habe. Da ist sie denn noch einmal in die obere Kammer gegangen, in der ihr Mann gestorben war, ist an dem Himmelbett niedergekniet und hat gebetet und wieder gesagt: „Lieber Herrgott, Du hast doch gehört, was mein Friedli gesagt hat, daß ich bleiben soll im Hof; wenn nur Du es weißt, dann ist's gut. Du aber weißt alles und weißt auch, wo der Friedli das Papier hingelegt hat. Wenn Du aber willst, daß ich vom Hofe komme, so geschehe Dein Wille." Darauf ging sie noch einmal herunter an den Schrank. In der Hausflur sitzt ein alter Mann, der alte Schreiner im Ort, der manch kräftig Süpplein und Krüglein Wein von der gutthätigen Frau im Haus gekriegt hat und sieht die Elsbeth an und fragt, was ihr denn fehle. Da nahm sie ihn herein in's Haus und erzählte ihm, daß es jetzt bald um sie geschehen sei, so und so stände es mit ihr. Der alte Schreiner weinte mit ihr wie ein Kind. Dann aber stand er auf und sagte: „Horcht, Base, ich hab' dem Friedli manchmal schon repariert an dem alten Möbel, wir wollen noch einmal suchen. Habt Ihr denn auch hinten gesucht in dem Fach, wo man's Federlein aufschnappen läßt?" Die Elsbeth traute ihren Ohren nicht und fragte zerstreut: „Was meint Ihr, Schreiner?" „Ob Ihr auch in dem hintersten Fächlein gesucht habt, wo das Schnäpperlein ist? Kommt, ich will's Euch zeigen." Sie gingen noch einmal an den Schrank, die Elsbeth stand mit gefalteten Händen da-

vor, der alte Schreiner drückte und das hinterste Lädlein that sich auf, da lag das Geld mitsammt dem Papier, wo der letzte Wille des Friedli drauf stand. Ich will Euch Herren nicht sagen, was die Zwei gedacht und gesagt haben, Ihr mögt's Euch selber denken. Als sie es hinüber sagen ließ, die Verwandten möchten kommen, sie habe das Testament, und sie wollten im Frieden auseinanderkommen und nicht streiten, war's drüben, wie wenn der Blitz eingeschlagen hätte. Denn es war schon alles ausgemacht, wie's werden sollte. Der Oheim der Kinder sollte hinüberziehen auf den Hof mit den Großeltern, und der zweite Oheim das Gut drüben behalten. Der älteste Sohn des Friedli, der am meisten Anhänglichkeit an die Mutter hatte, sollte unter fremde Leute auf ein paar Jahre (denn sie fürchteten ihn) — und nun fuhr so der Strich durch die Rechnung. Sie kamen denn auch herüber mit ihrem Winkelschreiber und begehrten das Testament zu sehen. Die Elsbeth hatte aber noch den Schreiner dazu gebeten, daß er es erzähle, wie's gegangen sei. Der hatte ihr angeraten, das Testament nicht aus der Hand zu lassen. So zeigte sie es ihnen, und war alles richtig vom Friedli geschrieben. Der Schreiber aber guckte sich das Papier rechts und links an und hielt dann mit den Verwandten einen Rat. „Da ist nicht viel zu machen," sagte er, „der Friedli hat's geschrieben; aber wir müssen das Testament anfechten. Warum hat sie's nicht gleich gezeigt? und nicht

finden können? Die hat sich's am Ende von dem alten Schreiner, der ein schlauer Kamerad ist, machen lassen. Wir wollen ihr den Prozeß anhängen in G., da wird sie schon genug kriegen." Da wurd's den Leuten wieder leicht, der Winkelschreiber aber dachte, mag's gehn, wie's will, Du willst die Kuh schon melken, derweilen sie im Handel um sie sind. — Der Abschied war kurz. Die Verwandten sagten ihr: „sie würden sich an einem andern Ort treffen, da werde sie schon erfahren, wer sie sei." Ein paar Wochen drauf kriegt das geängstete Weib ein Schreiben vom Gericht, sie solle sich zur Tagfahrt an dem und dem Tage um so und so viel Uhr in G. stellen und ihre Beweismittel mitbringen. — Nun sagte sie zu mir: „Vetter, Ihr habt mir versprochen, beizustehen in der Not. Ihr seht, daß ich in einer Wolfsgrube bin, wollt Ihr nicht mein Beistand am Gericht sein?" Da hab' ich ihr mit Freuden zugesagt und mich im Stillen schon drauf gefreut, mit den saubern Vögeln zusammenzukommen und meinen Mund sperrangelweit aufzuthun für die Witwe. Sie blieb die Nacht da; das Testament hatte sie bei sich, und ich las es mit meinen Augen. Am folgenden Morgen machten wir's aus, wir wollten tags zuvor mit dem Dampfschiff über den See, um rechtzeitig abends dazusein und zur Stunde morgens beim Gericht. „Jetzt ist mir's leicht," sagte sie, „seitdem ich weiß, daß Ihr mitgehet und daß sie mir nichts anhaben können." —

Der Tag kam; ich habe meine besten Staatskleider angezogen, meine goldne Uhr mit Kette und Siegelring, alles, was ich vom Staat habe, damit sie sehen sollten, daß die Elsbeth keinen Lumpen zum Beistand mitbringe. 'S war ein trüber Tag, und zwischendrin hatte die Sonne wie mit Nadeln gestochen. Wie ich an's Dampfschiff komme, war die Elsbeth schon da mit ihrem Päckchen und wartete auf mich. Der Wind ging stark und das Wasser hoch, und ich guckte nach dem Wetterloch, und es schien mir nicht ganz geheuer zu sein; dazu lag mir's wie Blei in den Gliedern, wie immer, wenn der Föhn oder ein Gewitter kommt. Der Steuermann dachte auch so, wie ich, und traute dem Wetter nicht und meinte, es könne heute am Ende was geben. Denn unser See ist, wie ich Ihnen sagte, sonst lammfromm, aber wenn er böse ist, ist keiner in der ganzen Schweiz so böse wie der. Der Kapitän aber lachte und meinte zum Steuermann: „Ihr wollt wohl einen guten Tag haben und frei sein, alter Kamerad! habe nicht gedacht, daß Ihr so ein Hasenfuß wär't." Der Steuermann gab keine Antwort, aber er machte ein Gesicht, daß ich meine Lebtage nicht vergessen will. Uns beiden, der Elsbeth und mir, war's natürlich um's Weiterkommen zu thun, damit wir nicht zu spät kämen, und so sagte ich nichts und sie nichts und dachte: 's wird diesmal noch gut gehen. Da wurde geläutet, die Maschine fing an zu schaffen und bald waren wir mitten im See. Der Regen wurde immer

dichter und bald sah man gar nichts mehr vor lauter Wolken; da brach mit einmal, als wir dort hinkamen, wo aus dem freien Loch zwischen den Bergen her der Wind beikann, ein Sturm los, daß die Maschine stillstehen mußte und wir ganz im Kreise herumgedreht wurden wie ein Tanzknopf. Ich bin doch sonst ein starker Kerl, der was vertragen kann, aber das Herumdrehen ist mir so elend schlecht bekommen, daß mir's noch ganz übel wird, wenn ich daran denke, und der Elsbeth ward's auch so. Denn wir wurden so hin- und hergeworfen, daß wir von einer Ecke in die andere flogen. Wir waren mit den anderen Passagieren unten, oben hörten wir den Kapitän wettern und fluchen und die Matrosen schreien. Mit einem Male gab's aber einen harten Stoß, und ich meinte, das müsse vom Auffahren herrühren. Von da ab weiß weder ich noch die Elsbeth was — nur das weiß ich, daß wir am Land ausgesetzt wurden; an meinem Sonntagsstaat war kein guter Faden mehr, die Elsbeth war ohnmächtig und wir mußten alles probieren, um sie wieder in's Leben zu bringen. Es regnete noch immer, was vom Himmel herunterkonnte, und Nacht war's wie wohl es erst Abend war. Die Matrosen, der Steuermann, der Kapitän und die paar Passagiere standen rund herum — aber das schöne Dampfschiff? wo war das? das lag drunten im See. Das hatte seine Räder verloren und einen Leck bekommen und war dann langsam in die Tiefe gegangen, und die

Wellen gingen hoch und weit darüber, der See ist dort gerade gruserlich tief. Endlich sind wir ins nächste Dorf gekommen. Wenn man eben vom Tod errettet ist und so nahe am nassen Kirchhof herumgekommen, da denkt man an nichts mehr als an „Gott Lob und Dank für's Leben.“ Ich habe meine Kleider und den Termin und alles vergessen und fast die Elsbeth, denn ich wollte nur heim und meinen Leuten sagen, daß ich noch am Leben wäre. Aber da schaute mich die Elsbeth an, als wollte sie sagen: „Vetter, jetzt zeigt's, daß Ihr mich nicht verlassen wollt!“ und da bin ich auf andere Gedanken gekommen. Nun fiel mir's bei, wir müssen ja an's Gericht, und da fiel mir was anderes bei, an was die Elsbeth nicht gedacht. „Elsbeth, wo habt Ihr das Testament?“ frug ich schnell.

Da schaute sie mich starr an — und plötzlich rief sie: „Allmächtiger Gott — das liegt in der Ledertasche unten im Dampfschiff.“ — Aber das Dampfschiff lag drunten im See. — Sie sprach kein Wort mehr, wir legten sie auf ein Bett und ließen sie schlafen, und ich dachte: Du läßt sie hier und schickst einen Boten nach Hause, daß sie ruhig sind und gehst in der Morgenfrühe über die Berge hinüber nach der Stadt. Wie ich des Morgens da war, ließ ich den Richter rufen und sagte ihm, wie's aussähe. Der zuckte die Achseln zusammen und sagte mir: „Da ist wenig Hoffnung, und wird nicht mehr viel helfen. Denn wenn die merken, daß das Testament im Wasser liegt, dann ist

auch der Witwe ihre Sache in's Wasser gefallen." Und so geschah's auch. Als ich bei der Verhandlung das Testament nicht zeigen konnte, habe ich mich angeboten, einen Eid zu schwören, daß ich's gesehen und es dem Immenfriedli seine leibhaftige Handschrift gewesen — aber die andern sagten, sie wollten auch schwören, daß das Testament falsch sei. Da wurde die Sache vertagt, und der Richter urteilte, es müsse noch die Elsbeth gehört werden und gefragt, ob sie schwören wolle. Ich ging heim, und daheim war die Elsbeth bei meinen Leuten und wartete mit Schmerzen. Wie ich ihr aber erzählt habe, wie's stände, da sagte sie: „Vetter, habt Dank für Eure Liebe. Wenn's sein muß, will ich noch einmal hin nach dem Gericht und will's Letzte versuchen. Aber grämen thu' ich mich nicht und schwören thu ich auch nicht. Erst hab' ich's Testament schon verloren gegeben und wieder gefunden, und nun hat mir's der liebe Gott vor den Augen weggenommen. Da wird er wohl was mit vorhaben und ich will's nicht erzwingen." Da hab' ich doch das Weib ansehen und sagen müssen: „Du bist doch ein tapferes Weib. Gott gebe Dir Kraft und Mut. Denn so muß doch ein Christenmensch handeln." Drauf ist sie wieder an's Gericht geladen worden und hat dort einfach erzählt, wie's kam, und daß das Testament drunten im See wäre. Und die Verwandten meinten: das sei eben ein Gottesgericht, daß es da drunten läge, denn auf der Erde hätte das

falsche Testament es nicht ausgehalten. Der Teufel ist halt immer am schlimmsten, wenn er ein frommes Mäntelein um hat. Wie der Richter sie fragt, ob sie's denn beschwören wolle, sagte sie: „Schwören kann ich, aber ich will's nicht. Gott wird mich auch ohne den Hof erhalten. Aber die Schwäger sollen auch nicht schwören und ihre Seel' nicht beschweren. Wir wollen in Frieden auseinander gehen.“ Aber der Richter verlangte den Eid von den Verwandten, damit ein Ende sei allen Haders. Und sie schwuren drauf los, als ob's nichts wäre. Die Elsbeth ist heim, hat ihre Sachen gepackt und Abschied genommen. Und alle ihre Armen, die sie gespeist und getränkt hatte in harter Zeit, die kamen und haben ihr gebracht, was sie hatten, und jedes wollte ihr was Liebes thun. Die Kinder des Immenfriedli hatte man ihr schon lange weggenommen, damit sie die Elsbeth nicht zu sich herüberziehen könnte. Aber der Älteste kam doch herüber; denn er hatte es von den Dienstleuten herausgekriegt, daß die Elsbeth fort müsse, und wie sie am Wald war, kam er an den Wagen und sagte: „O Mutter, nehmt mich mit, ich halt's da drüben nicht aus, und Ihr seid doch immer eine gute Mutter gewesen. Ich will Euch gern helfen ernähren und meine Geschwister.“ Da wurd's der Elsbeth doch warm um's Herz und sagte ihm: „Ach, Kind, was denkst Du? Kehr' wieder um auf den Hof. Du darfst nicht mit mir gehen. Behalt' mich lieb, das ist doch das beste.“

„Nein, Mutter,“ antwortete er, „auf dem Hof bleib' ich nicht, da hätt' ich keine Ruh; denn da liegt kein Segen drauf, seit sie Euch weggetrieben. Ich soll doch unter fremde Leute und dienen, da will ich am liebsten bei Euch bleiben. Ich könnt mich ja als Knecht dingen, bis ich volljährig bin.“ Da ließ sie's denn einstweilen zu und zog weit über die Berge in ihres ersten Mannes Heimat und kaufte sich zu den paar Äckern, die sie noch hatte, mit dem Geld, was sie bekam, ein Häuslein, und ihre Kinder, die zwei Mädchen, lernten das Spitzenklöppeln, und der Stiefbruder that die Feldarbeit, und in der schweren Zeit lernten die Kinder beten und arbeiten, was sie früher nicht gekonnt; denn sie hatten alles auf dem Hof im vollauf, und jetzt erst sah's die Elsbeth vollends ein, daß es so hatte kommen müssen. Ihren ältesten Stiefsohn aber ließ sie nur ein Jahr da; denn sie war eine verständige Frau und sagte: „Hör', Friedli, Du bist Deines Vaters Ebenbild, und Gott weiß es, daß Du mich getröstet hast; aber Du mußt später auf den Hof als Bauer und mußt noch lernen, und bei mir kannst Du's nicht. Jetzt geht's uns besser, und Gott wird uns nicht verlassen. Lern' Du noch, und wenn Du den Hof hast, dann kannst Du an uns denken, und Gott segne Dich.“

Da gab's einen harten Abschied, aber er mußte der Mutter Recht geben; und die Geschwister hatten einander so lieb jetzt, wie nie früher, und es ging

ohne Herzweh nicht ab, als sie ihn noch zwei Stunden Wegs weit begleiteten und ihn dann küßten und ihm „B'hüt Dich Gott" zuriefen.

Drüben auf dem Hof aber war wenig Frieden, die alten Großeltern und die Söhne vertrugen sich nicht, und die Enkel schrieen manchmal dazwischen: „Ach, hätten wir unsere Mutter noch! Aber Ihr habt sie fortgejagt und unsern Friedli auch." Und sie warfen sich allerlei unter einander vor wie Herodes und Pilatus, als sie einander feind waren, und einer sagte dem andern: „Du hast falsch geschworen!" und der andere sagte: „Nein, Du bist der Dieb!" — und das hörten auch noch andere Leute, die sich's hinter die Ohren schrieben.

Jahre sind drüben gegangen, eine von der Elsbeth ihren Töchtern war schon verheiratet an einen braven Mann, der sie um ihres Fleißes willen nahm und weil er wußte, daß eine gute Tochter auch eine gute Frau ist, und nun war sie mit der jüngsten noch allein. Da saß sie einmal mit der jüngsten am Stickrahmen und dachte der alten Zeit auf dem Hof und ihres Immenfriedli im Himmel und wie alles so gekommen und Gott sie doch erhalten. Da kam ein Bote vom Gericht vorbei. „Ach," sagte sie, „der wird doch nicht zu uns kommen!" Aber er kam und hatte ein großes Schreiben vom Gericht. Und sie fing an zu weinen und zu seufzen: „Ach, laßt doch mich armes

Witweib in Frieden, ich begehr' ja nichts und hab' auch nichts Böses gethan, daß ich wüßte!"

„Gebt Euch zufrieden, Friedlerin," sagte der Bote, „es ist nichts Böses, sondern unser Herrgott hat's gut mit Euch vor. Es war ein hart Stück Arbeit, bis ich Euch wieder gefunden hab'. Aber wir haben immer noch an Euch gedacht, denn ich hab' Euren Mann selig gut gekannt, und Ihr habt mich auch mehr als einmal gestärkt, als Ihr noch auf dem Hof wart. Aber nun will ich Euch was sagen, was Ihr noch nicht wißt. Unser Herrgott bringt alles an's Licht, und wenn's auch im See versenkt wär'. Habt Ihr gehört, daß ein Meister gekommen ist und hat das Dampfschiff, auf dem Ihr gefahren seid, wieder heraufgeholt? Das ist wie ein Wunder, ist aber doch so, denn der alte Gott lebt noch, der Wunder thut. Wer nur glauben kann, soll auch seine Herrlichkeit sehen. Das hat zwar hart gehalten, bis das schwere Ding da unten angefangen hat, wieder zu schwimmen, das könnt Ihr Euch denken, aber es ist doch heraufgekommen und an's Land gezogen worden, wie man einen Fisch an's Land zieht. Da war denn alles voll Wasser und vieles hin und verdorben, und die Kisten, Koffer, Bänke und Stühle lagen unter einander, wie Kraut und Rüben. Das Gericht war dabei, als das Schiff heraufkam, und hat alles genau notiert, was man gefunden hat. Und da war auch Eure Tasche dabei. In die ist Euch kein Tröpflein Wassers gekommen, denn sie hat sich zwischen zwei große

Kisten verkrochen, die haben sie in der Presse gehabt, und Eure Tasche war zum Glück aus Wachsleder, und Eure Papiere waren noch einmal in Wachsleder eingeschlagen, da hat das Wasser nicht beikommen können. Man hat Eure Tasche aufgemacht und Euren Namen drin gefunden und alle Schriften unversehrt, und nun sollt Ihr kommen, und es soll noch einmal verhandelt werden."

Da hat die Elsbeth nichts sagen können, sondern hat still geschwiegen, wie's recht war. Denn der liebe Gott schlägt einem wohl einmal auf den Mund, daß man's Reden schier verlernt, aber er schließt oft auch den Mund dadurch, daß er einem so viel Gutes hineinsteckt, daß man nichts sagen kann. — Sie hat sich aufgemacht, ist zum Gericht, und die Verwandten wurden auch vorgeladen. Die hatten, wie bereits gesagt, schon viel Streit untereinander wegen dem Hof gehabt und schalten sich, was häßlich ist, und warfen sich gegenseitig ihre schwarze Wäsche in's Gesicht. Denn wißt ihr, Weltfreundschaft dauert von 12 Uhr bis Mittag, und wenn sich's noch dazu um Mein und Dein handelt, hört ohnehin alles auf. Da wollte jeder noch der beste gewesen sein. Jetzt aber, wie sich's am Gericht noch einmal ausweisen sollte und ihnen dem Immenfriedli sein Testament vorgelegt wurde, und alle Schrift, die der Immenfriedli je von sich gegeben hatte, damit verglichen ward, und auch das Tüpflein auf dem „i" nicht fehlte, da wollten sie doch nicht mehr schwören, daß es nicht dem

Immenfriedli seine Hand sei, und sie waren geschlagen, als hätte sie der Blitz gerührt. Und der Richter hielt eine schöne Rede und sagte darin, wie bei Gott kein Ding unmöglich, und wie die göttliche Gerechtigkeit einen langen Arm hätte und hinuntergreifen könnte in den See und über die Jahre hin, und das Verborgene an's Licht bringen, und auch nach Leuten, die gemeint hätten, es sei Gras über alles gewachsen. Der Elsbeth wurde das Recht zugesprochen, auf dem Hofe zu bleiben mit ihrer Tochter. Sie wollte erst nicht wieder hinziehen, denn sie meinte, sie habe es ja so gut gehabt in der Zeit ihres Auszuges und könnte am Ende den Segen nicht mitnehmen. Aber als ihr ältester Sohn kam und dringlich bat, weil er den Segen der Mutter haben wollte, ging sie mit. Die alte Mutter des Immenfriedli lebte noch, war aber gelähmt und konnte nicht von der Stelle. Darum sagte die Elsbeth: „Bei Leibe nicht, thut sie nicht aus dem Hause, ich will sie pflegen bis an ihr seliges Ende.“ Und sie hat Wort gehalten, und der Alten ihr hartes Herz ist durch die Schwiegertochter überwunden worden, und ist in Frieden gestorben und hat der Elsbeth tausendmal das Unrecht abgebeten, das sie ihr zugefügt hat.

Nun lebt die Elsbeth drüben auf dem Hof, und es ist Frieden und Eintracht und Gottes Segen dabei. Wenn Ihr Herren Zeit habt, könnt Ihr selber hinüber und Euch die Geschichte erzählen lassen.“

Es war schon gegen Mitternacht; der Span war tief heruntergebrannt. Der See rauschte draußen, und der Wirt schaute hinaus zum Fenster und sagte: „Ihr Herren, morgen könnt ihr lang ausschlafen, denn's wird Nebel, und Ihr seht nichts.“ So war's auch. Mein Reisegeselle und ich fuhren auf einem Berner Wäglein fort nach der Station. Es schaute sich an, als wollt's einen rechten Landregen geben. Aber wenn der anfängt, dann kann man machen, daß man mit Extrapost aus der Schweiz kommt. Denn wer den Regen sehen und frieren will, thut besser, wenn er das zu Hause abmacht und sich daheim im eigenen Hotel pflegen läßt, wo's einem doch am besten schmeckt. Ich nahm Abschied von dem Gefährten, unsere Wege trennten sich, aber wir fühlten's doch, sie gingen nicht auseinander. Gottes Wege gehn überall, aber daß sie auch durch den . . . . See gingen, das hatten wir noch nicht gewußt. Und daß wir das gelernt, war so viel wert, als wenn wir den Sonnenaufgang auf dem Rigi gesehen hätten, und dafür hat jemand einmal tausend Franken geben wollen.

---

2. Wie sich zwei in der Geduld geübt haben.

Daß es um die Geduld ein köstlich Ding ist und ein Geduldiger besser denn ein Starker, kann jeder erst dann recht merken, wenn er sie selbst nicht besitzt. Könnte so mancher Doktor bei dem Rezept seines Tränkleins zu dem Recipe, auch noch drunter schreiben: „5 Lot Geduld prima Qualität,“ so wäre dem Doktor mitsamt dem Patienten geholfen, und der Apotheker machte auch noch zu seinen 99 ein Geschäft dabei. Aber das Präparat ist trotz aller Chemie und Botanik nicht gefunden. Denn die Geduld wächst nicht im Mineralreich, noch im Pflanzenreich, sondern im Himmelreich. Dort wird sie einem nicht geschenkt, sondern man muß sie lernen in der großen Geduldsschule, die der liebe Gott gebaut hat. Darin sind alle Männer Gottes von je her gewesen, und, wenn sie das Examen bestanden, herausgelassen worden. War nicht Noah's Arche auch eine Geduldsschule, worin er selbacht lernen sollte? Rechts und links kein Fenster, hinter sich die Thür durch den lieben Gott geschlossen, unter sich das tiefe Wasser, kein

Anker, noch Senkblei, noch Kompaß, noch Steuer am Bord, nur oben eine Luke, um auszuschauen nach dem, der im Himmel wohnt. Und doch hat er die Thüre nicht eingetreten, noch aufgebrochen mit Stemmeisen, sondern mit der Taubenpost korrespondiert und geharrt auf das: „Gott gedachte an Noah.“ — War nicht Mose in der Wüste ein vielgeplagter Mann und vierzig Jahre lang in einer großen Geduldsschule? Und saß nicht Elia am Bache Crith in der Stille unter den Bäumen, der Eiferer um des Herrn Haus, und ward nicht St. Paulus vom Landpfleger Felix im Gefängnis festgehalten zwei Jahre lang? So legt auch unser Gott die Seinen in den Pflock und liest ein privatissimum über's Stillehalten und Seiner Hülfe warten, und dieses Kollegium kostet keine zwei oder drei Friedrichsdor, wie die Professoren sie fordern, die ihre Weisheit oft wohlfeil ein- und teuer verkaufen.

Aber von solcher Schule, in die unser Herrgott uns nimmt, und in der es immer noch gnädig hergeht, wollt' ich für dies Mal nicht erzählen, sondern von einer, in die sich einmal zwei Leute selbst geschickt haben, ohne es zu wissen. Und das sind gemeiniglich immer die schwersten. Da heißt's dann: Hart wider Hart, wie zwei Mühlsteine, die nichts zu mahlen haben, einander selber glatt schleifen. Nun ja! es hat schon manches Kind draußen unter fremden Leuten lernen müssen, was es daheim nicht hat lernen wollen, und erst draußen gemerkt, wie gut es war, als man

noch bei Vater und Mutter die Füße unter den Tisch streckte. Nun denn zur Geschichte.

Wer einmal nach Sachsen reist in's Königreich, und sich in Dresden satt gesehen an allen Herrlichkeiten und gegen Meißen zieht, um sein Deutsch noch zu vervollkommnen, oder um ein porzellanenes Häfelein nach Hause zu bringen, und dann sich zwischen den alten meißnischen Erblanden und der sächsischen Lausitz nordostwärts von Dresden hält, kommt an das Flüßchen Pulsnitz, das aus den Bergen vorbricht und sich dann der Ebene zu ergießt. Von da hat er nicht weit zur Lausnitzer Heide mit ihren grünen Hügeln und kleinen Bächen, die der Pulsnitz zugehen, und da findet er bald das Rittergut Glauschnitz. Und weil sich dort in der Gegend alles „itzt," und es kein „bach" oder „heim" und kein „ingen", wie im Schwabenlande, giebt, so wird's den Wanderer nicht verwundern, daß der Gutsherr sich auch „itzte" und Herr von Schleinitz hieß. Das Schloß mit seinen grauen dicken Mauern hatte einen breiten Graben mit tiefem stehenden Wasser, worin die Frösche ohne Dirigenten und Noten ihr Abendkonzert aufführten; auf dem Hofe lagen große Steine, die einst von einem Pflaster zeugten, tief mit Schlamm und Morast überzogen; das Schloß aber sah so verwittert aus, wie sein Herr, der eben einritt. Da fehlten die Fensterscheiben, dort ein Fensterladen, und unten wuchsen Brennesseln und Gras auf der Treppe; die alten verrosteten Windfahnen thaten den Dienst kaum

mehr, und drinnen im Hause sah es vollends wüste aus. Die alten Gardinen hingen herunter wie zerfetzte und zerschossene Fahnen, und über die Wände zog ein Schimmel, der gerade so weiß war, wie sein Namensvetter, auf dem der Herr von Schleinitz geritten kam. Daß der alte Herr nicht sonderlich erbaut war von dem Anblick, als er mit seinem ebenso alten Diener Kurd über die Zugbrücke ritt, kann sich der geneigte Leser denken. Allein er trug zum Teil selbst die Schuld, das sein väterliches Gut so aussah.

Der gnädige Herr von Schleinitz stammte aus einer altadligen Familie Sachsens, deren Ahnen schon lange unter Kaiser und Reich gedient. Unter den Waffen war er aufgewachsen und hatte seine Jugend im Lager verlebt, wo es eben zugeht wie im Lager und Feinheit und Höflichkeit nicht an der Tagesordnung sind. Zuerst zog er unter dem großen Feldmarschall Montecuculi gegen den Türken, den Ludwig XIV., „der allerchristlichste König und erste Sohn der Kirche," dem Kaiser Leopold aus freundnachbarlicher Gesinnung auf den Hals gehetzt hatte. Der Türke kriegte, was ihm gehörte, und zog wieder heim seines Weges. Unter demselben Kommando zog er auch gegen den Franzosen und machte die Schlacht bei Saßbach mit, wo der General Türenne fiel, auf dessen Denkmal heute noch auf gut französisch steht: „Hier ist Turenius vertodtet worden." Als aber der berühmte Seeheld Ruyter von Holland die französische Flotte vernichtete, dachte Ludwig XIV. an Frieden, und

auch der Herr von Schleinitz hatte nichts dawider und nahm seinen Abschied. Als aber die Ungarn, gedrückt durch den Kaiser, sich nicht zu helfen wußten und den Türken für sich zu Hülfe riefen, hetzte der französische König noch einmal, und während die Türken von Morgen kamen, zog er von Abend her in's deutsche Reich. Es war ein ungeheures Heer, das der Sultan auf die Beine gebracht und das sich unter seinem Großvezier Kara Mustapha sengend und brennend bis vor Wien wälzte. In Wien ward den Leuten zu Mute, wie einst denen in Rom, als der Karthager Hannibal vor die Thore kam. Der Kaiser war geflüchtet und hatte das Kommando dem tapfern Grafen Rüdiger von Stahremberg übertragen, der mannhaft auf den Mauern aushielt. Unterdessen rüstete sich ein Heer unter Karl von Lothringen, zu dem auch 12,000 Sachsen stießen. Und bei diesen war unser Herr von Schleinitz, der das Kalbsfell nicht hören konnte, ohne daß es ihm nicht in allen Gliedern zuckte, wie dem Musikanten, wenn er eine Fiedel hört. Der Polenkönig Johann Sobiesky stieß mit seinen Polen zu dem Heere. Im September 1683 kam's zur Schlacht, und wenngleich die polnische Reiterei zurückgedrängt wurde, so stellte doch das Fußvolk die Schlacht wieder her. Denn das Fußvolk ist in einer Armee die Hauptsache, wie die Bauern im Schachspiel, wenn es gleich nicht so schmuck und lecker aussieht, wie die Husaren und Ulanen. Der Herr von Schleinitz focht wacker mit und eroberte

mit eigener Hand einen Halbmond samt Roßschweif, und kriegte bei der Teilung nach dem Siege einen ehrlichen Anteil aus dem prächtigen türkischen Lager. — Dann drang er unter Karl von Lothringen weiter nach Ungarn und half Ofen erstürmen, und war in der blutigen Schlacht von Mohacz, wo der Türke nochmals viel Blut ließ. Dann focht er, als Karl von Lothringen das Kommando niederlegte, unter dem tapfern Markgrafen von Baden, dem Türkenlouis, in der Schlacht von Salankemen, und zuletzt unter dem Prinzen Eugen von Savoyen, dem edlen Ritter, und half dem Türken den Garaus machen, und war bei dem Sturm auf Belgrad der erste auf der Mauer und erhielt, als er eben den Seinen den Sieg zurief, einen Schuß aus einer langen Türkenflinte in den Rücken, lag lange krank und wurde zu fernerem Dienst unfähig, und als der Friede eingeläutet wurde, packte er seine Beute und seine alten Glieder zusammen und beschloß, die letzten Jahre seines Lebens in Frieden auf seinem Gute zuzubringen. Mit ihm zog sein alter Kurd, der seinen Herrn treulich in allen Schlachten begleitet hatte und auch in derselben Affaire übel verwundet worden war, über die Zugbrücke ein.

Aus alledem wird klar geworden sein, warum das Gut und sein Herr einander so verzweifelt ähnlich sahen, denn beide verwitterten zur selben Zeit, beide gewannen Risse und Sprünge an ihrem Leibe, und

beiden that eine Ausbesserung hoch not. Zwar war ein Verwalter auf das Gut gesetzt worden; der hatte sich aber den ungerechten Haushalter Lucä am 16. zum Vorbild genommen und hatte mit dem andern Knecht gesagt: „Mein Herr kommt noch lange nicht,“ und ließ zerfallen, was zerfallen wollte, und lebte für sich herrlich und in Freuden, derweilen sich sein Herr es sauer werden ließ und mit dem Türken sich herumschlug. Drum war's freilich für ihn ein Donnerschlag, als über die Heide her die beiden geritten kamen, und er hätte lieber den Kara Mustapha mit seinem Generalstab herreiten sehen, als seinen Herrn mit dem alten Kurd.

In der Nacht, als durch die Löcher und Scheiben der Wind pfiff und drunten die Frösche mit den Hunden in die Wette heulten, wer es am schönsten könnte, — gingen dem alten Hauptmann (denn das war er geworden nach all den langen Jahren) seltsame Gedanken im Kopf herum. Es war ihm schrecklich, daß sein Ahnengut so verlumpt war und das Gesinde faul und ohne Subordination; war er's doch anders gewohnt gewesen! Und er beschloß, gleich am nächsten Tage gründlich auszufegen. Am Morgen war das erste, daß er den Verwalter vom Kopf bis zu den Füßen gehörig wusch (nicht mit reinem Wasser, sondern mit einer Lauge von Schimpfwörtern, wie sie in seinem Hauptmannslexikon standen), und ihn darnach fortjagte.

Der war noch froh, so wegzukommen und machte sich eilends fort. Gern hätte er alle Knechte und Mägde ihm nachgejagt, aber es waren keine anderen zur Hand, und er mußte sich gedulden. Aber gerade da war der Fleck, wo ihn sein Stiefel drückte, so ausgelaufen er auch sonst war. Denn das Kräutlein Geduld hatte er unter allen seinen Generalen weder am Rhein, noch in Ungarn, noch auch im Türkenlager, als die Beute ausgeteilt wurde, gefunden. Dann ließ er seinen alten Kurd kommen und frug den um seine Meinung. Der wollte zuerst nicht dran, mit seinem Rat herauszukommen, denn er dachte: Triffst Du's nicht, so giebt's ein Wetter. Endlich aber trug er bescheidentlich vor: „Euer Gnaden wollen einen bessern Verwalter nehmen, der das Ding wieder in Ordnung bringt."

„Was," schrie der Hauptmann, „einen neuen Verwalter? Ich sage Dir, Kurd, sie sind alle Schurken und ist kein ehrlicher Mensch mehr auf Erden, als ich und Du. Nein, sag' ich, hundertmal nein — ich will selber Verwalter sein und du mein erster Minister, verstehst Du?"

„Halten zu Gnaden, Herr Hauptmann," erwiderte der alte Kurd, „aber weder Euer Gnaden noch ich verstehen was von der Landwirtschaft, das wird ein bös Ding geben."

„Sei kein Esel, alter Kurd," schrie der Hauptmann wieder, „da braucht man nichts zu verstehen.

Die Direktion ist die Hauptsache, und dann läuft alles wie nach der Uhr. Wir geben Parole und Feldgeschrei und stellen jeden Mann auf seinen Posten, und wenn er nicht pariert, hauen wir ihn ein paarmal durch im Tag wie unsere Rekruten. Bomben und Kanonen! Ich habe vor Mohacz ein Regiment himmellanger Kerle kommandiert und Belgrad erstürmt und neun Städte noch daneben und sollte so eine Hand voll Fledermäuse nicht rangieren können! Und Du bist Weibel gewesen und verstehst das Aufzählen aus dem ff und wirst Dich nicht verzählen bei diesem Gesindel!"

Der alte Kurd wußte schon, wieviel Uhr es jetzt geschlagen und schwieg stille. Denn das ist bei so bewandten Umständen und bei dem Abhandensein der edlen Geduld immer das beste. Darum pflanzte er sich kerzengerade auf, wie beim Rapport, und sein Herr freute sich seines martialischen Aussehens und befahl ihm, seine Uniform beizubehalten, damit es mehr Respekt gebe unter dem Volke, und gab ihm seine große Peitsche, die er im Türkenkriege erbeutet hatte. Dann versammelte er alles Gesinde und das Frohnvolk seines Patronats und hielt eine Rede aus dem Stegreif, die weder lieblich noch mit Salz gewürzt war, wohl aber mit allerhand anzüglichen Redensarten, und darin jedem reichlich Prügel versprochen wurden, wenn er dem alten Kurd nicht folgte und gute Behandlung jedem, der Ordre parierte. Die lange Rede hatte ihm

viel Mühe gekostet, aber als er sah, daß alle die Häupter senkten wie die Mohnblumen und keiner aufzuschauen wagte, freute er sich im Stillen, daß er es so gut hingebracht hätte. Weil er aber in seiner Rede es viel mit den Türken zu thun hatte, und wie er mit denen fertig geworden und dem einen das Ohr und dem andern die Nase mitten aus dem Gesichte herausoperiert hätte, ohne ein Feldscheer zu sein, so nannten ihn die Leute unter sich und in der Umgegend nur den „Türkenfresser;" und als er von diesen Ehrennamen hörte, den ihm die Leute gaben, lachte er ganz behaglich und sagte zu dem alten Kurd: „Das kommt alles von meiner schönen Rede her, die hat dies gewirkt." Nun gab's bald Leben auf dem Hof. Die Ställe wurden gereinigt, und auf Befehl des Hauptmannes mußte salva venia aller Mist zum Hof hinaus, weil er den nicht brauchen könne, darum ihn auch die Bauern dankbarlichst auf ihre eigenen Felder führten. Maurer kamen und Glaser putzten das alte Schloß wieder aus, und die Kinder aus dem Dorf mußten kommen und das Gras ausreißen und die Brennesseln, und kriegten dann satt zu essen und zu trinken. Und der Hauptmann sah bei alledem vergnüglich aus seinem Fenster und rauchte aus seiner großen Türkenpfeife, die er bei Salankemen unter dem Türkenlouis erobert hatte, und freute sich, daß alles so pünktlich akkurat, wie er's gesagt hatte, nach der Uhr lief. Aber er selber war ein Mann nach der Uhr, und er ließ sich von ihr

kommandieren, wie ein gemeiner Soldat. Morgens Schlag vier Uhr mußte ihn der alte Kurd wecken, dann stieg er in ein kaltes Bad und frühstückte; dann präsentierte ihm der alte Kurd die gestopfte Türkenpfeife, und der Türkenfresser arbeitete mit ihm wie ein König mit seinem ersten Minister und überlegte mit ihm, was den Tag durch zu geschehen habe, und nahm den Rapport über jeden einzelnen Mann und den Zustand des Guts entgegen. Dann wurden die Pferde gesattelt und hinaus auf die Felder geritten zur Inspektion der Arbeiter, da mochte Wetter sein, wie es wollte. Nach dem Essen war Ruhezeit, und darnach wurde wieder mit dem Kurd hinausgeritten, und des Abends besuchte der Hauptmann seine Nachbarn und erzählte seine Kriegsabenteuer, die er unter all' den hohen Generalen und Feldmarschällen erlebt und nicht erlebt hatte. Denn wenn er in's Reden geriet, und der Türkenkopf wie ein Schornstein qualmte, kam's ihm auf etliche Nullen mehr oder weniger nicht an.

In seinem Dorfe hielt er auf gute Manns- und Kirchenzucht und litt keinen Unfug des jungen Volks, ließ auch einen alten Wachtmeister seines Regiments kommen, der ordentlich zuhauen konnte und daneben auch schreiben und lesen, damit er den Schulmeister abgebe. Er selbst ging alle Sonntage zur Kirche, denn „mit dem guten Beispiel müsse der Patron vorangehen," meinte er ganz richtig, „sonst könne er's nicht verantworten."

So ging's alle Tage, einen wie den andern. Nichts konnte aber ihn mehr in Harnisch bringen, als wenn Unordnung in das Räderwerk kam; wenn der Kurd ihn zu spät weckte, oder das Pferd nicht gesattelt oder das Mittagessen nicht fertig war. Da brachen alle Wetter los, und es war, als ob der Kara Mustapha alle seine Kanonen gegen Wien spielen ließe. Denn daß er der geduldigste Mensch von der Welt sei, das stand ihm so fest wie der Stephansturm in Wien, nur wenn ihn jemand reize oder nicht pariere, dann natürlich werde er ungeduldig, dafür aber sei er eben Mensch. Wenn dann solche Tage kamen, wo die Maschine nicht ging, dann rückte er mit Gewalt dran, statt sie mit dem Öle des Friedens einzuölen, und schlug drauf los, wo eben Knochen und Fleisch waren zum Draufschlagen. Das that dann, wie er meinte, für wochenlang gut. Daneben war er aber gutmütig und half den Leuten gerne aus der Not, und war nicht geizig mit seinen gefüllten Scheunen, und wer Ordre parierte, konnte es bei dem Türkenfresser gut aushalten. —

Was er aber nicht konnte, das sollte er noch lernen, nämlich die liebe Geduld. Daß der Lehrmeister aber so nahe bei ihm war, das ahnte freilich der Türkenfresser nicht. —

Eine halbe Stunde von dem Schloß des Glauschnitzer liegt das schöne Rittergut Königsbrück. Mit seinem weiten Park und reichen Feldern gehörte es in jener Zeit der verwitweten Freifrau Klara von Schellendorf, einer altadligen Dame in den Fünfzigern, die in den fünfzig Jahren Zeit genug gehabt, sich ebenso eigentümlich auszubilden und zu gestalten wie ihr Nachbar, der Glauschnitzer. Sie war das einzige Kind reicher Eltern gewesen. Und mit den einzigen Kindern ist's eben auch eine einzige Sache. Es ist leichter, einen ganzen Trupp Kinder aufzuziehen, als ein einziges. Bei dem Trupp wird wenig Federlesens gemacht, denn was dem einen recht ist, ist dem andern billig, und der eine trägt dem andern die Kleider nach, die der Ältere ausgewachsen, und da bleiben die Kinder hübsch in der Demut, und eines schleift und reibt sich am andern. Wer aber ein einziges Kind ist, läuft Gefahr, verhätschelt und verzärtelt zu werden, wiewohl es nicht allemal sein muß. Aber es ist eben doch wie mit einem einzigen Auge, das hütet man doppelt. Die Eltern des Kindes hatten schon drei verloren, und darum hingen sie sich freilich mit sorglicher Liebe an dies einzige übrig gebliebene. Das Wort der Weisheit auf der Gasse hatten sie nicht gelernt: „Wer sein Kind lieb hat, schonet der Rute nicht.“ Sie glaubten vielmehr, daß man ihrer lieben Klara nichts versagen dürfte, damit sie nicht gereizt und ärgerlich würde, denn das könne ihr schaden. Daher

wurde sie wie eine Prinzessin behandelt und vor jedem Lüftchen bewahrt und lernte das Kommandieren schon früher als das Gehorchen, und doch soll niemand General werden, der nicht Gemeiner war. So fiel's dem Kinde denn einmal ein, als es auf dem Schoße seiner Mutter saß und den aufgehenden roten Vollmond sah, das rote Ding haben zu wollen. Da erschrak die Mama, denn das hatte sie nicht gedacht, daß sich ihr Fräulein Tochter noch am Monde vergreifen werde, und kam in die größte Verlegenheit. Sie versicherte, er sei angewachsen am Himmel und noch angenagelt dazu; aber das half nicht. Das rote Gesicht wollte sie haben. Als ihr die Mama das schönste Spielzeug versprach, wurde sie immer böser und stampfte mit dem Fuß auf den Boden und schrie und weinte, das sie bald ein Gesicht bekam, wie der Vollmond selbst. Da hätte es zwar ein Mittel gegeben gegen das Stampfen und Schreien, einen Zauberstab, der schon oft Wunder gewirkt hat — aber den kannte die Mama nicht. Sie seufzte nur mit ihrem Klärchen: „Ach das arme Kind!" und rief die Knechte und Mägde herbei und klagte ihnen das Leid des gnädigen Fräuleins. Die hielten zwar die Schürzen vor den Mund, um nicht lachen zu müssen, aber jammerten auch mit von wegen der gnädigen Frau, bis endlich der Kastellan versprach, das rote Ding herunterzuholen. Und als er dann mit einem roten, ölgetränkten Bogen widerkam und im dunkeln Zimmer ihn mit einem Licht

von hinten erleuchtete, da war das kleine gnädige Fräulein still und klatschte in die Hände und freute sich, als nach fünf Minuten der Diener das Papier wieder nahm und sagte: Er müsse jetzt wieder den Mond an den Himmel tragen. Bei so bewandten Umständen lernte das Fräulein auch nicht die edle Tugend der Geduld, so wenig wie ihr Nachbar, der Glauschnitzer, sondern wurde mit den Jahren nur eigensinniger und konnte gar keinen Widerspruch mehr ertragen.

Die Eltern suchten, als ihr Kind herangewachsen, dasselbe als Ehrenfräulein an den Hof zu bringen. Das gelang endlich bei der Markgräfin Erdmuthe Sophie von Brandenburg. Im Anfang ging die Sache gut, denn bei fremden Leuten nimmt man sich mehr zusammen als bei den eigenen, dazu konnte sie bei der sanftmütigen und geduldigen Frau Markgräfin manches thun, was ihr sonst nicht hingegangen wäre. Aber wenn der Mensch nicht inwendig gebändigt und gezähmt ist, da reißt die Anstandskette eben doch. So ging's auch dem Ehrenfräulein: denn zuletzt bot die gütige Markgräfin ihr an, sie wollte sie aussteuern, wenn sie sich verheiraten wollte, um nur mit guter Manier sie los zu werden. So heiratete sie den reichen Junker Georg von Schellendorf, der sie auf sein schönes Gut Königsbrück führte. Das war ein braver, stiller Mann mit wenig Wort und desto mehr tüchtigem Wesen, bieder und gerade aus, und wohlwollend gegen seine Leute. Er dachte: Arbeiten ver-

schimpfiert keinen Menschen und meinte, seine junge Frau solle auch so denken und sich der Wirtschaft auch etwas annehmen. Da fiel sie bald über solcher Zumutung in Ohnmacht und erklärte, das sei gut für eine Magd, aber nicht für ein feingebildetes Edelfräulein. Und doch besteht der adlige Sinn gerade darin, daß er auch das Geringste nicht gering hält, sondern durch den Sinn, mit dem er es treibt, die Arbeit veredelt; wie man denn auch beim Stubenkehren gute Gedanken haben kann. —

Aber, wie gesagt, davon wollte sie nichts hören, weil sie überhaupt nicht hören gelernt hatte, wovon ihre Ohren schon ziemlich dick geworden. Ging's im Anfang noch leidlich, so trat ihre Kommandiersucht bald hervor, und sie verbot ihrem Mann das Singen auf dem Feld, denn das schickte sich nicht, und zum andern sollte er nicht mit seinen Reitstiefeln in das Zimmer kommen, denn das mache ihr übel. Erst ließ sich's der Mann gefallen und daran that er Unrecht, denn er war der Herr im Hause, aber er meinte, der Friede werde erhalten dadurch, und darum that er's. Zuletzt aber wurde es ihm doch zu bunt, und die Zwei, wiewohl sie in einem Hause wohnten, zogen auseinander, sie in's obere Stockwerk und er in's untere. Und er behielt seine Reitstiefeln an und sang sich seinen bösen Tag fort, und sie saß oben und ließ ihre Gedanken spazieren gehen. Im Winter war's ihr auf Königsbrück zu einsam, und ihr Mann trauerte nicht, wenn

sie ihre großen Kisten packte und für den Winter nach Dresden ging, um die große Dame zu spielen. Sie kostete dort ihrem Manne, der derweilen still auf seinen Gütern blieb, viel Geld. Endlich nahm ihn der liebe Gott aus seiner Geduldsschule heraus, in der er hoffentlich seine Lektion gelernt, und ließ ihn zu seinen Vätern versammelt werden. Die nunmehr verwitwete Freifrau von Schellendorf hielt das Trauerjahr aus und stürzte sich dann in alle Vergnügungen des Hoflebens, das in Sachsen allen Glanz aufbot, und that ihr Gut, wie der Glauschnitzer während des Türkenkrieges, so während dieser Zeit ihren Verwaltern aus, die auch den Rahm oben abschöpften und ihr die wässerige Milch ließen, oder gar, wie einer einmal, mit einem ordentlichen Aderlaß des fremden Geldbeutels durchgingen. Hatte sie in der Ehe nichts gelernt von Beugung und Demut, und auch in der Witwenschaft nichts, so lernte sie jetzt vollends nichts. Gram und Kummer hatte sie keinen, nur Ärger über ihre Verwalter, und der bessert nicht. Nach und nach mochte man sie in Dresden auch nicht mehr, denn am Ende kann selbst die Welt den Hochmut nicht ausstehen, weil sie selber hochmütig ist, und wenn zwei zu hochmütige Gäste zusammenkommen, so können sie nicht miteinander in die Höhe, so wenig wie zwei Schornsteinfeger in einem Schornstein, von denen jeder oben hinaus will. Nachdem sie bemerkte, daß es auch hierin wie mit ihrem Vermögen abwärts ginge, wollte sie, wie Julius Cäsar, lieber die erste auf Königsbrück

als die letzte in Dresden sein, und zog sich verletzt und erbittert auf ihr Gut zurück. — Dort räumte sie auch auf unter ihren Verwaltern, nur daß es nicht so ehrlich und gerade und soldatisch herging wie auf Glauschnitz. Denn sie preßte ihre Verwalter und jagte die Armen fort, und ihre Unterthanen seufzten noch mehr und fürchteten sich noch gewaltiger, als die Glauschnitzer den Türkenfresser. So hatte sie schon zwanzig Jahre sich und anderen das Leben auf Königsbrück verbittert, als der Glauschnitzer vom Türkenkriege heimkehrte und in sein verfallenes Besitztum zog. Von Glauschnitz nach Königsbrück war's akkurat so weit, wie von Königsbrück nach Glauschnitz, nämlich ein kleines Halbstündlein. Die alten Schlösser schauten einander in die Fensterscheiben, dazu mußte der Glauschnitzer mit seinen Leuten hinüber nach Königsbrück zur Kirche, denn sie waren da eingepfarrt. —

Als der Türkenfresser seinen Hof und Schloß etwas „rangiert" hatte, dachte er doch, es gebühre sich für ihn, als für einen Kavalier von guten Sitten, wenn er hinüber ginge und der gnädigen Frau v. Schellendorf, als seiner Nachbarin, sich vorstellte, zumal er sonntäglich mit ihr zur Kirche kam. Darum sagte er am Morgen, als sein erster Minister, der alte Kurd zum Vortrag kam: „Hör, Kurd, heute werden wir der Schellendorferin unsere Aufwartung machen. Du putzest mir meine großen Reitstiefel spiegelblank, und meine hirschledernen Beinkleider und die Sporen, und holst die

große Uniform, den ganzen Staat, akkurat wie wenn ich vor dem Montecuculi oder dem Eugen zur Parade wäre. Dann sattelst Du mir den Schimmel und Dir den Braunen blink und blank, denn wir müssen bei dem Volk Respekt einflößen, und Du striegelst Dich, und hältst Deinen Katzenbuckel gerade, sonst — nun Du weißt, was es sonst giebt." Das kam dem alten Kurd merkwürdig vor, denn so hatte sein Herr lange nicht mehr gesprochen seit seiner schönen Rede, und er gab sich alle Mühe, sich mitsamt seinem Herrn herauszustaffieren, damit sie beide fein jugendlich erschienen.

Als sein Herr in vielem Staat herausgeputzt war, reichte er ihm seine Meerschaumpfeife, während Schleinitz, sich selbst bewundernd, gravitätisch auf- und abschritt. Die Pferde waren mit den besten Decken belegt, das Wappen des Glauschnitzers prangte in feiner Stickerei. Endlich setzten die zwei sich in Bewegung und ritten Königsbrück zu.

Die Freifrau von Schellendorf hatte heute gerade ihren schlimmsten Tag, denn wenn auch die Sonne noch so heiter schien, so kommt's doch immer darauf an, auf wen sie scheint und in wen sie scheint. Ist das Herz einmal trüb und finster, dann macht's der Sonnenschein oft nur noch finsterer, wie die dunkeln Wolken oft recht dunkel sind, wenn die Sonne drein scheint; und ist wie bei einem Topf Essig, da gerinnt die süßeste Milch, die man hineinschüttet. Da fängt man denn mit allem Streit an, und muß zuletzt der blaue Himmel her-

halten. Die Freifrau hatte glücklicherweise jemanden, auf den sie ihre üble Laune ablagerte, und der geduldig genug war, sie zu tragen. Das war Margaretha, die Kammerfrau, die, wie der alte Kurd des Glauschnitzers, gelernt hatte, wenn das Wetter losbrach, sich in's Mausloch zu verkriechen, bis es vorüber war. Die gnädige Frau hatte sich über ein Waschseil geärgert, das die Nacht über im Freien geblieben.

„Es ist entsetzlich," meinte sie, „so dummes Gesinde zu haben, das alles verderben läßt." „Ja," antwortete die Margaretha, „das muß man sagen, die gnädige Frau ist ein wahrer Engel von Geduld. Ich hätte das Gesindel schon lange fortgeschickt."

„Sie ist noch mit ein paar Ohrfeigen davon gekommen, jeden andern hätte ich einsperren lassen. Aber das Bauernvolk wird immer frecher. Denke Dir nur, Margaretha, daß der Hansjörg gestern bei seiner Kindtaufe Hasen- und Gänsebraten gehabt hat!"

„Hasen- und Gänsebraten!" sagte Margaretha langsam, und schlug die Hände über dem Kopf zusammen. „Ja, da hat man's wieder gesehen, was die Bauern sind!"

„Ja, Hasen- und Gänsebraten, sage ich Dir, haben sie gegessen, aber wenn sie Steuern zahlen sollen, dann jammert das Volk und klagt über die böse Zeit."

„Ja wohl, Euer Gnaden, es ist ganz so. Da könnnen sich die Prediger heiser predigen, es wird doch nicht anders."

„Die Prediger! da sei nur stille davon; gerade da liegt's eben. Statt dem Bauernvolk auf der Kanzel zu sagen, daß sie dazu da sind, der Herrschaft zu folgen, predigte der Magister neulich, daß alle Menschen gleich seien, und einst Edelleute und Bauern auf einer Bank sitzen würden. Da ist's kein Wunder, wenn das Bauernvolk frech wird."

„Da würde ich," entgegnete Margaretha, „aber doch an Euer Gnaden Stelle einmal tüchtig mit dem Prediger reden."

„Das ist alles umsonst, der läßt sich nicht biegen. Ich habe letzthin etwas gesagt, da hat er mich so angeschaut, daß mir das Wort im Halse stecken geblieben ist, und gesagt, das sei nichts als Hochmut, der vor Gott verdammt sei. Ich will mir einen andern verschreiben, wenn der Alte einmal stirbt."

„Da haben Euer Gnaden ganz recht," sagte Margaretha. Nach einer Pause fuhr die Schellendorferin wieder fort: „Es ist auch gar keine Zucht und Sitte mehr unter den Edelleuten. Die haben gar keine Erziehung, wie sie unsereins genossen. Da sitzt der Glauschnitzer schon vier Wochen da drüben, und es fällt ihm nicht ein, seinen Besuch zu machen. Muß auch ein sauberer Edelmann sein."

Die Schellendorferin hatte noch nicht ganz ausgeredet, als das Hofthor aufgestoßen ward, und der Glauschnitzer mit seinem Kurd im Sonntagsstaat angeritten kam. Die Schellendorferin kam in schreck-

liche Aufregung und wollte bald diese und bald jene Haube und das und jenes Band, und wußte nicht, welches zu ihrem alten verdrießlichen Gesicht am besten passe. Denn daß der Mensch und namentlich der weibliche Mensch, seinen schönsten Schmuck nicht im Kleideranlagen, sondern im stillen, sanften Wesen suchen müsse, wußte die Schellendorferin, wie auch noch etliche andere Leute dieses Jahrhunderts nicht. Je schöner der Mensch selbst, je mehr er des Schmuckes Schmuck ist, desto weniger Zierrat und Putz braucht er.

Endlich war sie fertig und wollte ihre besten Komplimente und Knixe, die sie noch aus der Zeit ihres Dresdener Hoflebens in Erinnerung hatte, anbringen. Aber der Türkenfresser machte es kurz und gut, faßte sie mit beiden Händen und schüttelte die ihren, daß sie hätte schreien mögen.

„Freut mich, freut mich, Sie zu sehen, gnädige Frau," rief er fröhlich, „habe schon lange kommen wollen, aber mußte erst Gesindel in Ordnung bringen. Doch wohl und gesund? Sind freilich nicht jünger geworden, müssen sich mit mir trösten." Damit setzte er sich ohne weiteres neben sie auf das Sopha. Sie hatte sich kaum von dem ersten Schrecken erholt, als der Glauschnitzer in der Unterhaltung weiter fortfuhr: „Habe Ihren seligen Mann gut gekannt. War ein braver Kerl. Schade, daß er so früh das Zeitliche gesegnet."

„Ach," seufzte die Schellendorferin, „erinnern Sie mich nicht an den Tyrannen, der mir die schönsten Jahre meines Lebens geraubt."

„Na, na — wird nicht so schlimm sein, war doch ein braver Knabe, und alle Nachbarn hatten ihn lieb und kamen gern zu ihm."

„Ach," rief sie wieder, „reden Sie mir nicht von diesem Umgang, die so viel sangen und den teuren Wein aus dem Keller tranken." —

Der Glauschnitzer geriet jetzt in einige Verlegenheit und suchte nach einem neuen Gesprächsstoff. Endlich sagte er: „Gnädige Frau haben reiche Bauern, habe mich immer gefreut, die gut genährten Leute zu sehen."

„Ach," seufzte die Schellendorferin, „reden Sie nicht von diesen gottlosen Menschen, die gar nicht wissen, wozu sie auf der Welt sind, und keinen Respekt vor einer Edelfrau haben und ihre Steuern nicht zahlen."

Auch dieser Faden war gerissen, der Türkenfresser suchte nach einem andern: „War vorigen Sonntag in der Kirche, hörte Prediger predigen. Wackerer Mann das, sagte jedem die Wahrheit. Ist kein Speichellecker. Liebe das."

„Ach, was höre ich? Sie wollen doch nicht den Prediger in Schutz nehmen, der uns auf eine Linie mit den Bauern stellt und sie rebellisch macht. O, bitte, schweigen Sie davon."

Da kochte es in dem Türkenfresser, sein bischen Geduld war hier zu Ende. Er sprang auf und ging mit seinen großen Stiefeln und klirrenden Sporen in dem Zimmer auf und ab und pflanzte sich endlich kerzengerade vor die Schellendorferin und schrie: „Bomben und Granaten, Belgrad und Montecuculi! Von was sollen wir denn reden?"

Da rief die gnädige Frau: „O, Sie Barbar, Sie roher Mensch, machen Sie sich fort." Mit diesen Worten sank sie in die Kissen und stöhnte und weinte. Er aber war mit einem Satze zur Stube hinaus, stürzte die Treppe hinunter, auf's Pferd und jagte über die Zugbrücke hinüber, wie wenn das ganze Türkenheer Soliman's hinter ihm drein wäre, und der alte Kurd kaum nachkommen konnte. Endlich waren sie auf der offenen Landstraße; da hielt er an und sah hinauf nach dem Schlosse und sagte zu seinem Kurd: „Hör', Kurd, in diesem Weibe steckt ein lebendiger Drache. Habe noch keine solche alberne Lise gesehen, wie die. Setzt mir nicht einmal ein Glas Wein vor, und wie ich sprechen will, sagte sie immer: Schweigen Sie davon! Fällt zuletzt noch in Ohnmacht, als ich begreiflich machen will, daß ich nichts mehr weiß. Eher will ich Belgrad noch einmal stürmen, als daß ich zu diesem lebendigen Drachen gehe."

Hätte der Glauschnitzer aber gehört, was die Schellendorferin über ihn gesagt, würden ihm beide Ohren geklungen haben. Denn als sie endlich aus

ihrer Ohnmacht erwacht war und wieder zu sich gekommen, rief sie: „Margaretha, das halte ich nicht aus! Kommt dieser Barbar herüber in Stiefeln und Reithosen und faßt mich an meinen Händen mit seinen Tatzen, daß ich hätte schreien mögen, setzt sich neben mich auf das Sopha ungeheißen und riecht auf zwei Meilen nach dem vermaledeiten Tabak, redet über lauter Dinge, über die ich mich ärgern muß, und wie ich ihm sage, er möge davon schweigen, läuft er wie toll in der Stube herum und vertritt mir den ganzen Fußboden und sieht mich an und flucht, wie wenn er seine Hatschiere vor sich hätte, und stürzt zu dem Zimmer hinaus. Der darf mir nicht über die Schwelle hinüber. Sage den Leuten, daß sie gleich das Hofthor schließen, wenn sie ihn von ferne sehen. Diesen Wüterich will ich mit keinem Auge mehr sehen.“ —

So lief der erste Besuch ab. Sie hatten sich an einander beide geprüft, wie viel Geduld sie hätten. Sie sollten sich noch weiter prüfen.

Denn jetzt begann die Schule, in die sie sich gegenseitig nehmen sollten, um an einander Geduld zu lernen. Wie die großen Dinge meistens klein anfangen müssen, wenn sie was taugen sollen, so fangen die schlimmen Dinge auch klein an.

Der Glauschnitzer hatte zwischen der Heide und der Pulsnitz die schönsten Wiesen, die sein Stolz und seine Einnahmequelle waren. Er sparte nichts an

guter Bewässerung, denn so viel hatte er mit seinem Kurd in der Landwirtschaft schon gelernt, daß Sparen am unrechten Ort ein verfehlt Ding sei. Da sah er aber zu seinem Kummer, daß aus der Heide und dem Wald die Hirsche, Hasen und Wildschweine sich einen Spaziergang erlaubten auf seinen Wiesen und sich das Glauschnitzer Heu wohlschmecken ließen, um so mehr, als sie die Herrlichkeiten umsonst hatten. Was sie nicht fressen konnten, zertraten sie oder warfen's mit den Geweihen, wie mit einer Gabel, untereinander. Da wetterte denn der alte Türkenfresser und schimpfte auf türkisch gegen das Getier. Aber das nahm keine Notiz davon und kehrte sich wenig an Belgrad und Montecuculi, sondern fraß ruhig weiter. Da ließ er nachts seine Glauschnitzer wachen und mit Gießkannen und Töpfen ein Geräusch machen und Hurrah rufen, daß drüben die Schellerdorferin kein Auge zuthat. Aber auch das half nicht. Zuerst nahmen die Tiere etwas Reißaus, da sie aber merkten, daß es viel Lärm um nichts war, nahmen sie auch davon keine weitere Notiz, und wenn sie von einer Seite vertrieben waren, kamen sie auf der andern wieder heraus. Endlich riß dem Türkenfresser auch hier wieder die Geduld, wie sie ihm bei den Menschen gerissen war, und als wieder morgens bei dem Vortrag der alte Kurd ihm von schrecklichen Verwüstungen berichtete, sagte er: „Kurd, wenn die Sache noch lange so fortgeht, so sage ich Dir, so geht sie nimmer lang so fort. Da ärgert man sich

zu Tode. Wir müssen's machen wie bei den Schanzen von Peterwardein. Da lagen wir dahinter mit gespanntem Hahn, und wenn ein türkischer Schnapphahn kam, gaben wir Feuer — pautz — da lag er. So machen wir's jetzt. Wir lassen das Vieh auf Distanz kommen, dann brennen wir ihm auf den Pelz, daß ihm das Laufen und Wiederkommen vergeht, und haben obendrein noch einen guten Braten in den Kauf. In der Heide dürfen wir's nicht thun, denn der gnädige Kurfürst hegt das Ungeziefer wie ein Vater seine Kinder. Aber die Wiese ist unser, da wollen wir sie uns schon vom Leibe halten. Dort lassen wir an der Pulsnitz ein Häuslein aufschlagen mit Schießlöchern wie in Belgrad und legen Besatzung hinein, da wollen wir schon fertig werden."

Noch am Abend kamen Zimmerleute, um ein Bretterhaus aufzuschlagen auf dem Gipfel des Hügels, und Kurd zog mit einer kleinen Besatzung hinein. Da ging denn bei Tag und Nacht ein Knallen und Feuern los, daß die Schellendorferin meinte, Soliman und das ganze Türkenheer käme hergezogen, und war doch nur der Kurd und seine Glauschnitzer Söldlinge. Am Morgen lagen drei prächtige Sechszehnender am Boden, die als Braten in die Burg des Türkenfressers wanderten. Der empfing sie mit der Meerschaumpfeife und rieb sich die Hände, daß ihm seine List so gut bekommen war. „Siehst Du, Kurd," sagte er, „es ist eben doch gut, wenn man in der Jugend etwas gelernt und unter fremde Leute

gekommen ist, da wird man mit allem, mit Vieh und Menschen fertig. Ich kann sie alle zwingen."

Aber ein Menschenkind hatte er ganz vergessen, mit in die Rechnung zu setzen, das war die Schellendorferin. Sie hatte schon wegen des Lärms der Bauern viele Nächte nicht geschlafen, aber jetzt durch das Schießen war ihre Nachtruhe völlig geschwunden. Wie sie aber aufgestanden war und die Fenster in ihrem Wohnzimmer öffnete, da sah sie erst das Schlimmste. Da stand das rohe Blockhaus, die Schanze des Glauschnitzers, und hinter ihr regelrecht der alte Kurd, mit seiner Kriegsmacht mit blitzenden Büchsen auf und ab im Morgenstrahle patrouillierend. Das Haus stand aber mitten in ihrer Aussicht und baute den schönsten Teil gerade zu, wo man über den Hügel weg nach der Heide sehen konnte. Nun war alles fort und dahin. Da riß ihr noch der letzte Faden von Geduld, und rot vor Ärger und Wut ließ sie ihren Christian kommen, ihren Knecht und sagte ihm: „Christian, auf der Stelle sattelst Du Dein Pferd und reitest hinüber zu dem Glauschnitzer und sagst ihm: Augenblicklich solle er das Schandwerk abreißen und das Schießen bleiben lassen, sonst würde ich alle Königsbrücker mit Äxten und Dreschflegeln schicken, um es ihm bis auf den Grund zu verwüsten." Der Christian hätte zwar gerne opponiert und gesagt: „Schicken Euer Gnaden einen andern, denn mit dem Glauschnitzer ist bös Kirschen essen, denn er wirft die Steine und die Stiele einem an den Kopf." Aber der

Christian sagte lieber nichts, denn er sah schon, daß das Wetter nur schlimmer würde und gehorchte, wiewohl er so erschrocken war, daß er, wenn man ihn gestochen hätte, kein Blut gegeben, so war es ihm, wie er meinte, erstarrt.

Der alte Türkenfresser war noch an seiner Meerschaumpfeife und am Spaziergang in seiner Stube und noch in der behaglichsten Stimmung, als ihm der Bote der Freifrau von Schellendorf gemeldet ward. „Der soll hereinkommen," rief er.

Mit vielen Bücklingen und Entschuldigungen brachte der Christian stotternd endlich den Anfang seines Auftrags heraus. Der Glauschnitzer hörte und hörte und verstand nichts von dem Gestotter; endlich aber ging ihm ein Licht nach dem andern auf, und als er richtig gefaßt, was die Schellendorferin wollte, ließ er eine ganze Kanonade von Schimpf- und Kraftwörtern los, die ebenso wenig Sinn und Zusammenhang hatte, als dem Christian seine wohlgesetzte Rede und schloß dann: „Geh und sage der alten Lise, sie solle sich nicht in Männersachen mischen, und wenn Ihr Königsbrücker Euch's einfallen laßt, zu kommen, zieh ich gegen Euch aus wie gegen die Türken und schieße Euch tot wie die Sechszehnender. Jetzt, Alter, mach, daß Du fortkommst und sei froh, daß Du noch mit heilen Knochen ausrichten kannst, wie ich Dir gesagt habe."

Der Christian machte keine weiteren Bücklinge mehr, sondern suchte nach der Thürfalle und empfahl

sich auf französisch, ohne ein Wörtlein zu reden, und war bald drüben auf Königsbrück und brachte noch brühwarm alle Schimpfworte des Glauschnitzers samt der Schlußmoral, so daß die Freifrau fast in Ohnmacht fiel. Dann aber ließ sie einen Advokaten kommen und klagte dem ihr Leid, wie's ihr der Glauschnitzer gemacht, schilderte seinen Charakter, zeigte ihm die große Schanze, aus der es bei Tag und Nacht knalle, und daß er sie noch vor Christians Ohren eine „alte Lise" gescholten. Der Advokat hörte gespannt zu und wickelte sie, wie eine Spinne ihre Opfer, mit seinen Redefäden ganz ein, und steigerte ihren Mut und Unmut und legte sich einen großen Bogen Papier zurecht, spitzte die Feder und fing an zu protokollieren: „So geschehen zu Königsbrück den so und so vielsten Eintausendsiebenhundert 2c." Er nahm den Christian vor, der haarklein und pflichtgemäß wortgetreu alles wiederholte, was der Glauschnitzer gesagt, und sein Gesicht wurde immer bedenklicher, und innerlich lachte er immer mehr, denn er wußte, daß es hier an Sporteln nicht fehlen werde. So versprach er der Schellendorferin, zwei Prozesse zugleich auszuführen und dem Glauschnitzer an den Hals hängen zu wollen: Einen von wegen der „alten Lise," und einen von wegen der „verdorbenen Aussicht;" denn zwei Dinge, meinte er, dürfen nun und nimmermehr unter eine Rubrik gebracht werden, sonst gehe es bei Gericht nicht durch. Gewinnen wir den einen nicht, so gewinnen wir doch den andern.

Die Akten wurden gebunden, das Verhör der Leute nach Fug und Recht abgehalten und darauf die Suppliken an hochfürstliche Kanzlei, mit allen nötigen Titulaturen und Schnörkeln versehen, abgelassen und um gnädigsten Bescheid gebeten. Bei der hochfürstlichen Kanzlei lagen aber schon die Suppliken zu Dutzenden ruhig aufeinander und harrten schon, etliche seit Jahren, des Bescheides. Wäre nicht mit den Akten ein silbernes Beförderungsmittel von hundert blanken Thalern mitgekommen, so wäre die Sache noch lange nicht vorgekommen. So aber schob einer der Herren fürstlichen Räte die unterste Supplik einmal in einer stillen Nacht oben hin, wie an einem Bahnhof im Gepäckbüreau mit Hülfe von wenigen Groschen ein Koffer eine ganze Reihe seiner Kollegen überspringt. Der Glauschnitzer erhielt nach etlichen Monaten Befehl, sich zu verantworten, und da er kein Meister in der Feder war, und keinen Satz zusammenbringen konnte, mußte auch er einen Advokaten kommen lassen, was ihm schon gegen alle Begriffe und Haare ging. Kaum war der eingetreten, so überfiel ihn der Türkenfresser mit einer ganzen Flut von Wörtern, die in seinem Türkenlexikon standen, so daß der Advokat keine Silbe von dem Handel verstehen konnte. Endlich faßte er sich ein Herz und sagte mit vielen Bücklingen: „Halten zu Gnaden, gnädiger Herr, aber das Schwören und Wettern hilft nichts; wir müssen Beweise haben. Euer Gnaden könnten sich auch an der Gesundheit durch

allzu große Affections schaden, und hochfürstliches Gericht nimmt die Sache sehr genau. Müssen also sich ja in patience gedulden und mir die Sachen ordnungsmäßig vortragen. Warum ich submissest gebeten haben will.“ Der Türkenfresser wollte wieder aufbrausen, als er aber das Männlein mit der langen Perücke so feierlich vor sich sah, fing er an, unmäßig zu lachen, und rief: „Ordnungsmäßig, Herr Federfuchser — das ist eben die ganze Geschichte, daß sie ordnungsmäßig ist. Die Hirsche und Säue und das ganze Waldvieh sind unordnungsmäßig hereingebrochen auf meine ordnungsmäßigen Wiesen, und ich habe sie ordnungsmäßig zusammengeschossen. Ja wohl, Herr Scriba — alles ganz ordnungsmäßig. Und daß die Schellendorferin eine alte Lise ist, habe ich ordnungsmäßig gemeldet. Das schreib er nun — versteht er mich?“ Der Schreiber nahm nun auch sein Protokoll für die Replik, die noch einmal so lang wurde, als die Supplik der Schellendorferin, ließ sich gehörig bezahlen und schmierte die Räder des verrosteten Rechtskarren der kurfürstlichen Kanzlei mit etlichen und vielen Thalern ein und ließ die Sache ihren Krebsgang gehen. Als das der Advokat der Schellendorferin merkte, daß sein Herr Kollege wacker zugesprochen, machte er sich auf und machte der gnädigen Frau begreiflich, daß hier alles gethan werden müßte, um ihrerseits wieder den Vorsprung zu gewinnen, und nach einem reichlichen Aderlaß am Geldbeutel der gnädigen Frau verließ er Königsbrück.

Von Jahr zu Jahr dauerte der Prozeß. Schreiben über Schreiben über den und jenen Haupt- oder Nebenpunkt kam an, dazu Kommissionen für den Angeklagten und Kommissionen für die Klägerin, die maßen die Distanzen und prüften das Knallen, und ließen sich das Wildpret und den Wein gut schmecken, und berechneten noch die Augenscheinskosten — und zahlen mußten das beide, der Glauschnitzer und die Schellendorferin. Manchmal ging durch die Beiden wieder eine Anwandlung von Friedfertigkeit. „Wenn die Schellendorferin ihren Christian schickt und um Vergebung bittet, so soll alles vergessen sein," sagte der Türkenfresser. „Aber sie muß anfangen. Ich bin im Recht, das soll kein Mensch mir streitig machen." — Aber sie kam nicht und schickte nicht, sondern sagte: „Der Glauschnitzer soll sein Unrecht einsehen, denn er hat angefangen, und dann will ich den Prozeß aufgeben; aber wenn er nicht kommt, will ich lieber trocken Brot essen, ehe ich's verloren gebe." Bei dieser Gelegenheit kamen die Zwei nicht zusammen, so wenig wie Sonne und Mond, von denen der eine nur aufgeht, wenn die andere untergeht.

Zwischen hinein kamen wieder bald günstige, bald ungünstige Berichte vom Advokaten, deren Ende jedesmal auf Geldsendung lautete. Da konnten sie sich denn in der Geduld üben, und keines ließ das andere aus der Schule heraus. Die Schellendorferin jammerte über das schöne Geld und die lange Zeit, die der Prozeß dauerte, und der Glauschnitzer schimpfte wieder mitten

drein auf die kurfürstliche Kanzlei, dann fiel ihm wieder der Türkenkrieg ein, und er brach los: „Hab' ich doch Belgrad erstürmt und soll die alte Lise nicht zwingen; habe mir die Türkenfahne erobert und soll mir von der Schellendorferin meine Schanze nehmen lassen! — das soll nicht geschehen, so lange ich der Schleinitz auf Glauschnitz, und eines Edelmanns Kind und des Kaisers Hauptmann bin!"

Drüben auf Königsbrück wurden alle Läden zugemacht und festgenagelt, damit niemand auf das Haus mehr sähe; ihren Kirchenstuhl hatte sie zuhängen lassen, um den Glauschnitzer nicht zu sehen, der alle Sonntage mit seiner Lederhose und Reitstiefeln zur Kirche kam, und drüben auf Glauschnitz war eine stehende Besatzung in das Blockhaus postiert, die sich ablöste, um Tag und Nacht zu schießen. Und so übten sie sich weiter in der Geduld. Nach und nach verlernte die Schellendorferin den Ärger über das Schießen des Glauschnitzers und kehrte sich nicht mehr dran. Auch der Glauschnitzer ärgerte sich weniger mehr über die geschlossenen Läden und die heruntergelassenen Vorhänge der Königsbrückerin. Zwar ließ er sein Blockhaus an einem schönen Tage brennend rot anstreichen, damit man's weithin sehen sollte, aber es machte nur einen Tag lang Eindruck, dann nicht mehr. Der alte Pfarrer riet oft zum Frieden und hielt in der Predigt den beiden Herrschaften das unchristliche Verhalten vor, worüber sich die Freifrau sehr ärgerte. Der Türkenfresser aber

äußerte: „Kurd, der Pfarrer ist ein braver Mann, thut, was recht ist, und sagt, was wahr ist; wenn ich mich nur mit Ehren aus dem Handel ziehen könnte! Aber ich darf mich doch nicht besiegen lassen und zuerst nachgeben; das kann ich wohl als Christ, aber als kaiserlicher Hauptmann schickt sich das nicht.“ Dann kamen wieder die Tage des Aderlasses von wegen den Repliken an die kurfürstliche Kanzlei, da wachte der ganze Groll wieder auf. Aber was nützte es, er mußte wohl oder übel warten und Geduld lernen. Denn das kurfürstliche Gericht sagte: „Solch eine Sache muß ganz genau geprüft werden und läßt sich nicht über das Knie abbrechen.“ Aber der Türkenfresser verwünschte alle Suppliken, Duppliken und Repliken und sagte: „Wenn ich für jeden Säbelhieb so viel Thaler gekriegt, als die Federfuchser für ihre Schmiralien, könnte ich dem türkischen Kaiser Soliman sein ganzes Reich abkaufen.“ Aber trotzdem ging die Sache nicht schneller. So galt's denn wieder warten. Zehn Jahre waren umgelaufen, und in dieser Zeit manch Wasser die Pulsnitz hinuntergeflossen und der Prozeß sollte nun zu Ende gehen. Beide waren's herzlich müde, sie hatten an dem kurfürstlichen Kammergericht gesehen, daß es eine Macht auf Erden gäbe, die sie nicht bezwingen konnten, und mochten an ihr lernen, was sie bisher nicht gelernt hatten: warten und sich gedulden.

Das Urteil kam endlich. Die Schellendorferin wurde wegen der Injurie der „alten Lise“ abgewiesen,

da Lise ein ehrlicher christlicher Name sei und das Alter keine Schande; der Glauschnitzer mußte seine Schanze auf dem Hügel abbrechen und durfte nicht mehr schießen und knallen. Doch durfte er sie unten wieder aufbauen. Beide hatten Recht und beide Unrecht bekommen, nun waren sie's zufrieden, und beide durften sogar sich noch brüderlich teilen, nämlich in die Kosten des Urteils. Der Glauschnitzer trug seine Schanze auf dem Hügel ab, und die Schellendorferin sah den ganzen Tag zu und freute sich ihres Sieges. Nicht lange darnach stand aber unten ein Häuslein in Steinen neu aufgebaut, damit der Ärger nicht ausgehe. Die Freifrau auf Königsbrück sank immer mehr in sich zusammen. Denn wenn der innere Mensch zusammenschrumpft im Alter, und sich das Herz nicht weitet mit dem Blick auf die Ewigkeit und mit dem Odem aus der himmlischen Heimat füllt, dann geht auch der äußere Mensch nahe zusammen. Weder Schminke noch Puder machen das Herz jung. Sie starb, und der alte Pfarrer hielt ihr den Leichensermon mit gewohnter Offenheit über das Wort: „Der Eifer um Dein Haus hat mich gefressen“ und führte aus, wie die gnädige Frau so selig gewesen wäre, wenn sie das hätte sagen können und ihr Leben davon ein Zeugnis gewesen; nun aber habe sie um eine elende irdische Stätte geeifert, von welchem Eifer sie weder zeitlich noch ewiglich einen Segen habe.

Bei dem Glauschnitzer aber war die Schule besser angeschlagen; er wurde alt und immer geduldiger und sanftmütiger. Podagra und Rheumatismus plagten ihn, aber er ertrug's stille. Das hat er der Schule der kurfürstlichen Kanzlei und der Schellendorferin zu danken. War einer faul, so kam er nicht mehr mit Türkengeschichten, sondern sagte: „Mensch, Du arbeitest so schnell wie die kurfürstliche Kanzlei;“ kam ihm etwas teuer vor, so sagte er: „das kostet so viel, wie meine Garnison im Feldhause und die Replik des Federfuchsers.“ Der alte Pfarrer kam oft zu ihm, ihn zu trösten in seinen Schmerzen, und der Glauschnitzer gestand ihm, „er habe es gebraucht, in die Geduldsschule von Menschen genommen zu werden; denn weder unter Montecuculi noch unter Karl von Lothringen, noch unter Eugen, noch dem Türkenlouis habe er sie gelernt, sondern beim Kammergericht und der Schellendorferin. Belgrad stürmen könne am Ende jeder, aber sich selbst bezwingen könne nicht jeder. Nun sei er aus der Menschenhand in Gottes Hände gefallen. Da liege sich's doch trotz aller Gicht viel weicher drin.“ Der alte Pfarrer freute sich des gelehrigen Schülers und wünschte ihm gesegneten Fortschritt und ein gutes Examen, und wir hoffen, daß er's bestanden hat. Das Häuschen aber an der Pulsnitz steht noch und heißt bis zum heutigen Tag das Geduldshäuschen, weil die beiden in zehn Jahren in der Geduld geübt worden sind. Will sich einmal

der geneigte Leser das Häuslein ansehen, so steht's ihm frei. Vielleicht aber, daß er nicht zu weit zu reisen braucht, sondern es näher in seiner Heimat hat und die Kosten sparen kann. Es hat sich mancher, der dem lieben Gott aus seiner Schule laufen und ein Freiherr sein wollte, selbst in ein solches Geduldshäuschen gesperrt durch seine Ungeduld, in welchem er gelehrt wird und warten muß auf Bescheid von Menschen. Und wiewohl der liebe Gott, wie der alte Valerius Herberger sagt, nicht allzeit ein Herr von Eilenberg, sondern auch von Wartenberg ist, so giebt er doch schnelleren Bescheid aus seiner himmlischen Kanzlei, als die ehemals kurfürstlich sächsische. Wer aber in solch einem Geduldshäuslein, daß er sich selbst gebaut, sitzt, soll das Sprüchlein vom Glauschnitzer lernen: „Ein Geduldiger ist besser, denn ein Starker, und wer seines Mutes Herr wird, ist besser, denn der Städte gewinnt," und bitten, daß ihn Gott herausnehme aus der niedern Schule in seine Hochschule, darin alle Männer Gottes von jeher gesessen; und dieser höchst anständigen Gesellschaft braucht er sich wahrlich nicht zu schämen.

---

3. Das Wahrzeichen von Ingolstadt
oder
Recht muß doch Recht bleiben.

Die Eisenbahn hat vieles auf dem Gewissen. Nicht nur, daß so mancher schöne alte Baum dran mußte und Platz machen, und manch alter Turm abgetragen ward, weil das Eisenbahnthor den Omnibus nicht durchließ, und die Malefikanten darin in abschreckender Nähe des Bahnhofs die Stadt in einen schlechten Geruch brachten, oder daß manch schönes Flüßlein, daß sich seit Jahrhunderten durch's Thal schlängelte, nun hübsch gerade sich halten muß, wie ein Bauernjunge, der vom Unteroffizier über die Schönheit der geraden Linie mit einem geradlinigten Instrumente belehrt wird — auch Personen hat die böse Eisenbahn geradezu aus der Welt geschafft. Ich will nur zweierlei nennen: das sind die Postillone und die Handwerksburschen. Die sind auf den Aussterbeetat gesetzt. Dann und wann sieht man noch einen Schwager im gelben oder blauen Frack, mit dem festen Hut und der Kokarde oder Federbusch, den

großen Kanonenstiefeln und dem Posthorn an der langen Schnur über dem Rücken, der oben auf seinem Bock wie ein König sitzt und in die Welt hineinfährt, als gehöre sie ihm, jeden Stein und noch besser jedes Wirtshaus unterwegs weiß und des Hirschwirts Roten und des Ochsenwirts Weißen nach Jahrgang und Preis und Qualität kennt, dem die Bursche und Mädchen, seine Schulkameraden, zunicken, wenn er durch's Heimatsort fährt, und dabei kichern, weil der Johann jetzt so anders aussieht, als dazumal beim Schullehrer oder im Konfirmandenrock und Cylinder bei dem Pfarrer. Da muß man sich schon abseits halten, wenn man noch einen antreffen und aus dem Posthorn eine gute Weise hören will, bei der manchmal zwar das hohe gis so unrein herauskommt, wie bei einem heiseren Tenoristen. Und ebenso ist's mit den Handwerksburschen. Da laufen wenig mehr auf der staubigen Landstraße mit dem wachstuchüberzogenen Hut auf dem Kopf und dem gewundenen Knotenstab in der Hand und dem Felleisen auf dem Rücken, aus welchem der eine Stiefel gegen Morgen und der andere gegen Abend schaut, aber jedenfalls einer von beiden nach dem Wirtshaus, sei's rechts oder links von der Chaussee; wo in der Seitentasche der unschuldige Hirschfänger, sonst auch „Kamm" genannt, samt der Bürste steckt, die noch eine Strecke weit nach dem letzten Öl oder der Speckschwarte duftet. Sahen sie auch nicht so viel, wie die „Stromer" heutzutage, so sahen sie doch besser, was sie sahen, als heute

einer aus dem Bädecker. Dem einen war so manches begegnet unterwegs in Feld und Wald, und es hat ihn dann und wann doch noch gegruselt, wenn er so ganz allein ging; der andere konnte sagen von Meister oder Frau Meisterin, bei denen er wie's Kind im Hause war, die Samstags „das reine Hemde" brachte, und auch von den Städten erzählen und ihren Wundern. Es gehörte damals nun auch zum Handwerksburschenrecht, daß man von den Städten das Wahrzeichen kannte; denn wenn einer das nicht wußte, war's eben so arg, als wenn einer in Rom gewesen und hatte den Papst nicht gesehen. Es mußte einer in Köln auf den Krahnen des Doms gestiegen sein und in Nürnberg im Wurstglöcklein Wurst gegessen und in Karlsruhe die zwei Kirchen gesehen haben, von denen die eine, die das Licht von oben hat, frei steht, und die andere, die das Licht von der Seite hat, zugebaut ist; oder auf dem Monte Aventino am Klostergarten durch's Schlüsselloch geguckt haben, wo man gerade durch's Loch den St. Peter sehen kann — das alles mußte ein zünftiger Handwerksbursche eigenäugig gesehen haben und treulich berichten können, sonst war's nichts mit ihm. So mußte denn auch ein rechter Bursche in Ingolstadt den Schwedenschimmel Gustav Adolf's und das Bild an der Mauer gesehen haben, wollt' er anders da gewesen sein. Was es mit dem letzteren auf sich hatte, will ich dem geneigten Leser erzählen, wenn er's anhören will.

Daß Ingolstadt einst eine Festung war und noch seine alten Wälle am Ufer der Donau hin hat, wenn sie seither nicht abgebrochen worden sind, das weiß der Quartaner, wenn er was gelernt hat. Die Franzosen hatten sie ruiniert, die längs dem Rhein herunter noch mehr Beweise gegeben haben, daß sie an der Spitze der Civilisation einherschreiten und Meister im Ruinieren sind. Aber die Maurer haben selbigesmal, da die Mauern gebaut worden, noch guten Mörtel gehabt, und hat bei ihnen der Tropfen Schweiß noch keinen Gulden gekostet, wie heutzutage, so daß die gesprengten Stücke noch zusammenliegen und zu einander sagen: „Wir wollen doch beieinander bleiben," und die Donau über sie wegbraust und ihnen das Vergnügen gönnt. Da ist denn auch an der Stadtmauer noch ein großes Bild eines Mannes sichtbar, der mit einem roten und einem blauen Strumpf abgemalt ist, und zwar so stich- und farbhaltig, daß es noch kein Wetter, wiewohl es schon 200 Jahre alt ist, abgewaschen hat. Das Bild stellt einen Mann dar, der, die Hände auf den Rücken gebunden, mit einem Strick um den Hals an einem Balken hängt. Am besten sind der rote und der blaue Strumpf behandelt, mit fast absonderlicher Liebe. Aus der ingolstädter Chronik aber wird ersichtlich, woher das Bild mit so besonderem Fleiß gemalt ist.

Am Ende des sechszehnten Jahrhunderts starb zu Ingolstadt der Webermeister Zacharias Sondermann. Wie's gekommen, weiß man nicht, aber als er

starb, fanden sich außer seinen zwei Söhnen noch viele Schulden. Wie heute noch geschieht, so geschah es auch dazumal, daß zugriff, wer Hände hatte, und wer die längsten hatte, bekam auch am meisten. Nachdem die Webstühle und das Hausgerät unter den Hammer gekommen waren, griff der Hauptgläubiger nach dem Hause und allem, was drin war, nur nicht nach den beiden Söhnen, die wollte er nicht unterhalten. Die Zwei weinten noch zusammen in Vaters Haus und auf Vaters Grab, gaben sich die Hände, und der eine zog zum Eichstädter und der andere zum Münchener Thor hinaus. Nach den armen Burschen krähte kein Hahn, als sie fortzogen, denn sie hatten kein Geld, und nach dem fragen doch die Leute am meisten. Und ebenso wenig läutete ein Glöcklein, noch zog der Magistrat aus, noch bewegte sich ein Windfähnlein in der Stadt, als der jüngere von den Brüdern nach langen Jahren wieder heimkam. Drüben über der Donau war er mit einem beladenen Eselein angekommen, das, so mager es war, zwei Kisten schleppte, hüben eine und drüben eine. Er ließ sich auf der Fähre übersetzen, verkaufte das magere Tier in der Herberge, und schaffte die Kisten am Abend in aller Stille auf ein Stüblein, das er sich in einem dunklen Gäßchen, weit ab von der Hauptstraße gemietet hatte. Wenn der geneigte Leser meint, es seien in die Kisten lauter Goldfüchse gesperrt gewesen, so täuscht er sich — und doch war der Inhalt goldeswert. Es waren nämlich drin die hundert und aberhundert kleinen

Räder, Schrauben und Spulen zu einem Strumpfwirkerstuhl. Die hatte er sich in der Stadt Venedig mit seinem sauer ersparten Gelde gekauft und unter viel Mühsal und Fährlichkeit lebendig und gesund über den St. Gotthard auf seinem Eselein gebracht. Nun ließ das kleine schmächtige Männlein, das ebenso mager wie sein vierbeiniger Geselle war, und dazu noch mit bleichen Wangen und eingesunkener Brust behaftet, vom Schreiner sich das Gestelle machen, schloß die Thür hinter sich zu und setzte sich in stiller Nacht den Stuhl zusammen. Denn solch einen Stuhl kannte man in deutschen Landen noch nicht, und war ein Geheimnis italienischer Kunst. Er hatte sich die stillste Gasse gewählt in Ingolstadt, denn das Haus war auf die Stadtmauer gebaut. — Er hatte kein vis-à-vis als das weite, stille Donauthal, und die Morgensonne rief ihn zur Arbeit und schien fröhlich auf den kunstvollen Stuhl; und der alte Kachelofen mit den seltsamen Wappen und Figuren wärmte ihn des Winters, und es war so warm da, als habe der Insasse kein Tröpflein Blut in sich, und sei vielmehr ein Citronenbaum aus Land Italia. Alle Morgen kam zu dem stillen Männlein eine ebenso stille alte Frau, die mit anderen Waren auch seine Strümpfe und Mützen und Wämschen und Handstaucher mit auf dem Münsterplatz zum Verkauf nahm und ihm dafür abends den Erlös, oder Licht und Brot und Butter, und was der kleine Mann noch brauchte, brachte. Sein Wasser holte er

sich zur festgesetzten Stunde morgens und abends selbst aus dem tiefen Ziehbrunnen, der unten in der dunklen Hausflur war. Aber das Männlein kannte sich so gut aus in dem Hause, als ob er schon von Jugend auf drin gewesen. Und das war er auch. Denn es war seines Vaters Haus, das jetzt einem andern Besitzer gehörte, dem Hauptgläubiger des Vaters. Als er einzog, hatte das kleine magere Männlein erklärt, es wolle die Restschuld des seligen Vaters nachbezahlen, damit kein Flecken auf dem Vater im Grabe hafte. Denn wenn das Gesetz ihn auch nicht zwang, da der Vater vergantet war, so wußte er, daß es noch ein anderes Gesetz giebt, das im Landrecht nicht steht, aber vor Gottes Augen gilt, vor dem es keine Verjährung giebt. In seinem Herzen aber hatte er die Hoffnung, durch seiner Hände Arbeit noch einmal dazuzukommen, dem Mann das väterliche Haus abzukaufen, wenn die Schuld getilgt wäre. Das waren die Gedanken des Strumpfwirkermännleins, die noch manchem Kinde wohl anstehen würden in heutiger Zeit, wo so manche an ihren Gläubigern, die viel an ihnen verloren, so flott vorüberfahren, als hätten sie oder ihre Eltern kein Wässerlein je getrübt. Darum schränkte sich das Männlein auf's Äußerste ein im Essen und Trinken. Seine Strümpfe gingen reißend ab, zumal er noch schöne Zotteln anbrachte, die den alten Leuten den Fuß warm hielten. Dazu waren seine Farben untadelig schön und längs der Donau trugen die Leute seine Ware.

So glaubte er denn stille, wie der Prophet im Witwenstüblein zu Zarpath und sein Nachfolger zu Sunem, unangefochten von der Welt zu leben; denn er ging nicht unter die Leute als nur des Morgens und abends zur Mette in die Kirche, und wen er sah, den grüßte er bescheidentlich. Aber er wußte nicht, was im kleinen Katechismus Lutheri steht, daß zum täglichen Brot nicht bloß ein Strumpfwirkerstuhl und ein warmer Ofen, sondern auch gute Nachbarn gehören. Das sollte er am Gegenteil erfahren. In dem Hause, ein Stockwerk unter ihm, wohnte nämlich mit seiner Schwester der Baccalaureus Fabian Duft, der mit großer Mühe in alten Jahren zu diesem untersten Grad der akademischen Würde gekommen war. Denn nebenher war auch in Ingolstadt eine Universität. Zum Magister war er nicht vorgedrungen und darum, wie alle Halbwisser, eitel und hoffärtig. Denn wer was Rechtes weiß, der senkt den Kopf, wie die vollen Ähren, und nur der leere Strohhalm hebt ihn lustig auf. In alles steckte er seine Nase, auf der eine große Brille wie Eulenaugen saß, und durchschnüffelte die Räume, in die er kam, wie ein Hühnerhund das Schilfrohr. Mit niemand konnte er sich vertragen, weil er alles besser wissen wollte als andere Leute, und wo er arbeitete in den Offizinen der Drucker, gaben sie ihm bald den Abschied, weil er nicht bloß die Druckfehler korrigierte, sondern auch seine eigene Weisheit und Randglossen hineinpfuschte. Das ist denn gar

ein trübselig Leben, wenn so einer alles wissen will und doch nichts weiß, und sich das goldene Sprüchlein Sirachs nicht merken will, daß ein Narr, so er schwiege, auch würde für weise gehalten werden.

Das kleine Männlein hatte sich kaum an seine venetianische Maschine gesetzt und zu musizieren angefangen, als schon der Herr Baccalaureus seine Schüler auf eine Zeit verließ, um zu sehen, was es da oben gäbe. Er strich sein langes Haar zurück, hielt nach seiner eigen von ihm erfundenen Methode das Ohr zwischen den Daumen und den zweiten Finger recht nah an das Schlüsselloch. Er hörte aber nur das eintönige Schnarren des Webstuhls und dazwischen die kaum hörbare Stimme des Männleins, das in der eintönigen Weise eines italienischen Ritornello sang: Buon pastore, Gesu Christo, morte per la salute degli homini, zu deutsch: „Guter Hirte, Jesus Christus, gestorben für das Heil der Menschen.“ Der Sang kehrte wieder und immer wieder, so sehr auch der Baccalaureus horchen mochte. Der Herr Baccalaureus schlich sich wieder still zurück die Stiege hinab und kehrte dann gleich mit festen Tritten zurück, wie jemand, der ein gutes Gewissen und ein Recht hat, einen zu besuchen. Er klopfte an und stand vor dem Männlein, das sich von seinem Stuhl erheben wollte; der Baccalaureus aber nötigte ihn, sitzen zu bleiben, denn er wollte ja nur die Maschine und nicht das Männlein sehen. Wer jedoch denkt, er habe sich über den sinnvollen Bau

gewundert, täuscht sich. Denn der Herr Baccalaureus hatte den Grundsatz, den schon Leute vor und nach ihm gehabt haben, sich über nichts zu wundern und alles begreiflich zu finden. Das sind bekanntlich die angenehmsten Leute auf der Welt, die alles, auch das Neueste, schon längst gewußt; die, wenn man ihnen von einer Gegend erzählt, eine viel tausendmal schönere längst gesehen, oder von einem Buche sagen: sie hätten das schon längst viel besser gelesen oder gar selbst geschrieben. So wunderte sich der Baccalaureus billigermaßen gar nicht über die Maschine, sondern wußte gleich eine Menge Dinge dran auszusetzen, wie das und jenes zu verbessern sei und tadelte rechts und links und versprach, morgen einen Plan vorzulegen von einer verbesserten Fabian Duft'schen Maschine mit einfacherem Triebwerke, wobei man wenigstens sechshundert Teile ersparen könne. Er habe schon die Stadtuhr mit seiner mechanischen Wissenschaft kurieren wollen, nur sei der Magistrat so einfältig gewesen und so gegen den Fortschritt, daß er die Uhr lieber dem richtigen zünftigen Uhrmacher anvertraut habe als ihm. — Das kleine Männlein wußte nicht, wohin es schauen sollte. Er war schon so verlegen über dem groben und ungeschlachten Umhergreifen an seiner Maschine, die er wie sein eigenes Kind lieb hatte, und entsetzte sich förmlich über den Vorschlag seines Hausgenossen. Er wollte protestieren, aber das Gesicht zuckte nur wehmütig, und das Wort erstarb ihm auf der Zunge, daß er erst, als der

Baccalaureus aus der Stube war, herausbringen konnte: „Geben Sie sich keine Mühe.“ Seine Ruhe war aus seit jenem Tage, denn immer glaubte er bei jedem Geräusch den Hausinsassen zu hören, der mit seiner verbesserten Maschine ankäme; die ganze Nacht sah er die hagere Gestalt des Baccalaureus, das gelbe Gesicht, die stechenden Augen und das lange Haar; und die Morgensonne schien schon fröhlich herein, ohne daß er an der Arbeit war, und die Lerchen forderten ihn auf, zu singen, aber er sang nicht sein Lied: „O buon pastore.“ Es war, wie wenn einer in ein feines Räderwerk gegriffen und das feinste Kammrädchen gebrochen, so das alles stille steht. Er hätte sich nicht zu ängstigen brauchen. Der Baccalaureus wußte nämlich nichts Besseres, nur das Tadeln verstand er, und so zog er es vor, es dabei bewenden zu lassen und seine neue Maschine ad acta zu legen. Aber es ging ein anderer Gedanke ihm im Kopf herum.

Unter den bereits obgemeldeten Eigenschaften hatte der Baccalaureus auch noch eine besondere, die im Besitz noch mehrerer Leute ist, nämlich die, andere für sich arbeiten zu lassen und zu schneiden, wo er nicht gesäet hatte. Da giebt's ja in der Welt eine Art von ganz feiner Straßenräuberei, wobei man mit aller Höflichkeit und Artigkeit ausgezogen wird, und darf nicht einmal etwas sagen, weil die Räuber gar zu freundlich sind. So dachte denn der gelehrte Herr, er wolle mit dem Gelde seiner Schwester etliche Stühle fertigen

lassen, und das Stumpfwirkermännlein sollte dann etliche Schüler im Strumpfwirken unterrichten. Wenn das einmal im Gange wäre, dann arbeitete das so fort wie die beste Mühle, und er könne dann nur die fertigen Mehlsäcke, d. h. die Strümpfe ꝛc. verkaufen und brauche noch keinen Finger zu rühren. Daß das Strumpfwirkermännlein „Nein“ sagen werde, dachte er sich nicht und wollte ihm mit seinem breiten Kopf und breiten Rücken schon so imponieren, daß ihm alles Opponieren vergehen sollte. So ließ er denn seine Schüler wieder im Stich und ließ sie wechselseitig sich selbst unterrichten. Denn das gehörte auch zu seiner neu erfundenen Lehrart, daß er, wenn er zu faul war, selbst die Stunde zu geben, die Knaben sich selbst Unterricht geben ließ, wobei so viel herauskommt, als wenn man den Bock zum Gärtner macht.

So ging er denn hinauf zu dem Männlein und sagte: „Meister Sondermann, Euer Stuhl hat zwar seine Fehler, aber er ist nach reiflichem Überlegen doch annehmbar gefunden worden. Wir wollen die Verbesserungen auf andere Zeiten ersparen. Einstweilen habe ich mich entschlossen, zwölf von diesen Stühlen bauen zu lassen. Da es aber noch an Leuten fehlt, die damit umgehen können, so will ich meiner Schule nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern auch eine gewerbliche Richtung geben und Ihn, Meister Sondermann, als Fach- und Nebenlehrer annehmen. Ich meine es gut mit Ihm, und Er ist auch der Mann dazu, zwölf

von meinen kräftigsten Jungen zu unterrichten. Abgesehen davon ist mir's schon längst Bedürfnis gewesen, der studierenden Jugend eine angemessene Bewegung zu verschaffen, damit nicht frühe Leiden sich entwickeln, an denen ich, der in seinem Leben zu viel an den Büchern gesessen, laboriere. Es soll sein Nachteil nicht sein, denn ich werde eine große Manufaktur am hiesigen Orte errichten mit mehreren Zweigen und Ihn dann beibehalten als Oberwebermeister."

So sprach Herr Fabian Duft, und sein gelbes Gesicht grinste vor Freundlichkeit dabei, und er glaubte, schon zu sehen, wie das Männlein ganz außer sich kommen werde über diesen Vorschlag. Und das Männlein kam wirklich außer sich, aber nicht vor Freude, sondern vor Entsetzen über den Baccalaureus und seinen Vorschlag. Aus seiner stillen Stube sollte er heraus, in die er sich geflüchtet, um in ein Geräusch von zwölf Stühlen zu gehen, und daneben zwölf Buben, die unter ihm trampelten, wie wenn Viehmarkt wäre, und sich die Haare bündelweis ausrissen, hüten und lehren — das sollte er thun? — da überkam ihn ein Zittern und er stammelte: „Mit Vergunst, Herr Baccalor, das kann nicht sein." Der Magister sah, daß im jetzigen Augenblick nichts zu machen sei, und daß er das Männlein nicht reizen dürfe, sonst werde es ihm krank; darum schlich er sich die Treppe wieder hinab und sann auf einen neuen Angriff. — Dem Strumpfwirker stand noch der Angstschweiß auf der Stirn

über den abgeschlagenen Sturmangriff, und er sank noch einmal in tiefes Brüten über die Gefahr, der er eben entronnen. — Unterdessen aber schmiedete Fabian Duft seinen neuen Plan. Er dachte nämlich, wenn das Strumpfwirkermännlein seine Schwester Prisca heirate, so sei das eine gute Partie, und dann müsse er wohl oder übel mit seinem Stuhl herausrücken und damit anfangen lassen, was er, der Baccalaureus, wolle. Als er darum einmal den Meister Sondermann fand, wie er sich abmühte, ein Feuer auf dem Herde anzuzünden, und über das feuchte Holz seufzte und über den Rauch, der seinen blöden Augen wehe that, trat er zu ihm und fing in der mitleidigsten Weise mit ihm zu reden an. „Meister Sondermann,“ sagte er, „ich habe Euch schon oft bedauert, daß Ihr so einsam seid und niemand um Euch habt. Der Mensch ist doch zur Gesellschaft geschaffen und ist nicht gut, daß er allein sei. Ihr arbeitet fleißig, aber Euch ermuntert niemand bei der Arbeit, und Ihr habt niemand, der Euch ein gutes Süpplein kocht oder einmal einen guten Sonntagsbraten samt einem Pfannenkuchen; darum Ihr auch so mager aussehet, wie eine von den sieben Kühen Pharaos. Und wenn Ihr krank seid, seid Ihr erst recht übel dran, denn dann kann Euch niemand ein warmes Tränklein machen, noch Euch die Arznei reichen — und wenn Ihr sterbet, so wißt Ihr nicht, wem Ihr den Stuhl vermachen sollt, der kommt dann in fremde Hände und an lachende Erben. Darum

wollte ich aus christnachbarlicher Liebe Euch auf meine Schwester Prisca aufmerksam gemacht haben; denn ich sehe, Ihr bedürft's, daß man für Euch den Brautwerber macht. Sie paßt zu Euch wie ein Wassertropfen zum andern, nach Alter und Statur und Gemüt. Da wäret Ihr zeitlebens versorgt und zudem habt Ihr mich, den Baccalaureus Fabian Duft, zum Schwager, und die Dufte sind allezeit berühmte Leute im Lande gewesen." —

Dem Strumpfwirkermännlein ward unter dieser Rede, als sei er in der Torturkammer des hochnotpeinlichen Halsgerichtes, und das Blut stieg ihm in den Kopf, und seine Brust preßte sich krampfhaft zusammen. Denn abgesehen davon, daß er seine Lebetage ledig bleiben wollte, war die Schwester des Herrn Baccalaureus von derselben Beschaffenheit wie ihr Bruder, und schon oft war er über ihre kreischende Stimme erschrocken, wenn sie mit ihrem Bruder oder mit der Magd zankte, und hatte gedacht, daß sie keinen stillen und sanftmütigen Geist hätte. Darum arbeitete sich jetzt unter großer Anstrengung das Wort aus dem Munde des Männleins heraus: „Herr Baccalor, das kann nimmermehr sein."

Mit diesem Korb bewaffnet stieg Herr Fabian Duft wieder in seine Stube herab und setzte ihn vor seine Schwester und erzählte, wie sich das Männlein geberdet habe, als er von dem Antrag gehört. Nun ergrimmte sie auch mit ihrem Bruder über ihn, und beide beschlossen,

ihm das Leben zu verbittern, wo sie könnten. Wolle er nicht, wie sie wollten, so müsse er wenigstens aus dem Hause und könne wieder nach Venedig wandern, sie wollten aber weder seine Maschine noch seinen Singsang mehr hören. Die Schwester Prisca hielt nun auf ihrem Herde immer glühende Kohlen und warf dann Hornspäne, Knochen und feuchte Torfballen darauf, was einen mörderlichen Rauch gab, der sich oben hinauf in die Stube des Strumpfwirkers zog und ihn fast erstickte. Sie wußten, daß der Blasbalg in seiner Lunge kurz und schon zerrissen war, und ihm der Rauch am allerschädlichsten sei. Der Baccalaureus aber wählte einen seiner stärksten Schreier unter seinen Zöglingen, der mußte bei offener Thüre stundenlang fort und fort in einem Tone lesen, oder auch zwischenein aufhören und nach fünf Minuten mit dem ganzen Chorus einfallen, sodaß über alledem einem Hören und Sehen verging, und das Männlein oben in nicht zu sagende Aufregung geriet. Er konnte in seiner Arglosigkeit sich nicht denken, daß das aus Bosheit von dem Geschwisterpaar geschehe, und beklagte sich darum nicht und fraß sein Leid in sich und beschloß nachzugeben und auszuziehen. Das war ihm zwar schwer, sich von dem alten lieben Haus zu trennen und seinen Wunsch aufzugeben, es zu kaufen. Aber er hatte schon mehr Wünsche dran geben gelernt im Leben, und wer das einmal glücklich hinter sich hat, wird bald ein Meister darin. — Er sah sich nach einer Wohnung um, konnte aber noch keine finden, weil die Leute wohl ihn, aber nicht seinen Stuhl auf-

nehmen wollten, wie jetzt oft in den Städten eine Familie ohne Kinder ins Logis gesucht wird, und Leute mit einem Kinderhäuflein von Haus zu Haus wandern müssen, bis sie zu einem Hausherrn kommen, der sich erinnert, daß er selber auch einmal ein Kind und froh war, daß er nicht auf der Straße übernachten mußte. Der Baccalaureus aber hielt in der Nacht wieder eines seiner Selbstgespräche und sagte: „Lange hält das der Sondermann nicht aus, und wenn er fortzieht, was habe ich davon? Dann nimmt er seine Maschine mit und mit der Gelegenheit, Dir selbst eine zu bauen, ists am Ende. Bleibt er aber, so kannst Du den alten Schlüssel zu seiner Stube nehmen und wenn er zur Mette geht, seinen Stuhl in aller Stille abzeichnen und Dir einen fertigen lassen. Darum wollen wir ihn noch weiter atmen lassen."

Des Morgens teilte er seinen Plan der Schwester Prisca mit, die vollkommen damit einverstanden war und sogleich das Feuer auf dem Herde löschte.

Als Meister Sondermann des Morgens in seinem Sonntagsstaat herunterkam, traten die beiden Geschwister ihm entgegen und frugen, was für wichtige Geschäfte er schon so frühe habe. Unter vielem Stottern brachte er denn heraus, daß er sich nach einer weiteren Wohnung umsehen wolle, da er den Rauch und das Schreien der Scholaren nicht ertragen könne. Da hielt ihn aber der Baccalaureus am Arme und that ganz entsetzlich und sprach: „Nein, Meister Sondermann,

einen solch braven Mann, wie Ihr seid, läßt man nicht aus dem Hause. Das hätten wir wissen sollen, daß Euch der Rauch wehe thut, dann wäre kein Fünklein auf den Herd gekommen. Es thut mir leid, daß ich auf das betonte Lesen so viel halten mußte bei meinen Scholaren, aber sie müssen sich von nun an auf den Wällen üben, wie Demosthenes, der große Redner, der den Mund voll Steine nahm und draußen im Wald deklamierte. Ihr sollt fortan so ruhig sein, wie ein Dachs in seinem Bau, so wahr ich der Fabian Duft und Baccalaureus der hohen Universität Ingolstadt bin."

Da ging das Strumpfwirkermännlein seelenvergnügt wieder hinauf, zog seinen Sonntagsstaat aus, setzte sich an seinen Stuhl und fing wieder an mit den Lerchen zu wetteifern und sang sein: „O buon pastore, Gesu Christo!" Jeden Morgen ging er in die Mette, des Abends zur Vesper in den Dom, einen Tag wie den andern. Diese beiden Stunden nutzte nun Herr Fabian Duft fleißig aus. Mit einem alten Schlüssel, den er nicht abgeliefert hatte beim Einzug des Männleins, sperrte er sich die Thüre auf und studierte die einzelnen Teile der Maschine und maß mit dem Zirkel und der Richtschnur Teil für Teil und zeichnete es auf. Immer vor Ablauf der Stunde war er wieder aus der Stube, und hatte zum Überfluß noch unten einen Telegraphen errichtet, längst ehe man an Telegraphen dachte. Denn die erste Station, die Signal gab, war die Hausthüre, deren Glocke mit einem

Draht nach oben verbunden war und dort zugleich tönte, — und die zweite war die Schwester Prisca, die zum Fenster hinausschaute und nach dem Strumpfwebermännlein spähte, wenn er um die Ecke bog. So war er denn guter Dinge und sah im Geiste schon alle seine Spulen laufen, die ihm reichen Gewinn abwarfen, und freute sich, dann der lästigen Scholaren enthoben zu sein und, weil es vermöge seines Verstandes nicht ging, doch vermöge seines Geldes es zum Magister noch zu bringen, indem er sich schmeichelte, daß mancher Esel es sogar zum Doktor gebracht.

Aber da kam, wie einst dem berühmten Archimedes ein Soldat in seine Kreise, so dem Baccalaureus in seine Zeichnungen der Feldhauptmann Tilly. Denn unter dieser Zeit war der Dreißigjährige Krieg im Flor, und der siegreiche Tilly, der Magdeburg zerstört hatte, fand seinen Meister am Schwedenkönig, der ihn am Lech schlug. Zu seiner Niederlage aber erhielt er noch einen Schuß durch den Schenkel, so daß er elend zerschlagen nach Ingolstadt gebracht wurde. Da lag er denn auf dem Schmerzenslager und jammerte. Denn wenn einen eine Kugel so getroffen, ists einerlei, ob man ein General oder ein Gemeiner ist, sie steckt eben im Fleisch, und der Knochen ist zersplittert, und Schmerzen sind Schmerzen, ob sie ein Großer oder ein Geringer hat. Und ob einer dann in einem besseren Bette liegt, als der andere, thut auch nicht viel zur Sache, und der Tod frägt vollends nicht nach Rang

und Stand. So war's denn auch mit dem Feldhauptmann Tilly übel bestellt, zumal er noch vieles auf dem Gewissen hatte, und die Flammen von Magdeburg und die Seufzer von dorther ihn noch verfolgten. Er lag im Hause des Bürgermeisters und wartete auf Heilung oder Tod. Er machte sich auf den letzten Feind gefaßt und ließ seinen Feldpater kommen, daß er ihn absolviere, und verlangte sodann nach einem Schreiber, um ihm seinen letzten Willen zu diktieren. Denn jetzt wars mit dem Hauen und dem Schreiben am Ende. Seinen eigenen Schreiber hatte er zurückgelassen beim Kurfürsten, und so verschaffte ihm der Bürgermeister den seinen, nämlich den Baccalaureus Fabian Duft, der sich jetzt noch dreimal so duftig und wuchtig vorkam, als früher. Denn nun warf er sich erst recht in die Brust wie einer, der zu viel Besserem geboren und als ein verkanntes Genie endlich einmal gebührendermaßen ans Licht gezogen worden sei. — Der Schwedenkönig ließ aber auch nicht lange warten und rückte gegen Ingolstadt, nicht um es zu zerstören, wie Tilly an Magdeburg gethan, sondern um christlicher Weise Rache zu üben, d. h. feurige Kohlen aufs Haupt zu sammeln. So hatte er es schon mit Augsburg und Regensburg gemacht und wollte es nun auch mit Ingolstadt also machen. Darum richtete er seine Kanonen nicht in die Stadt, sondern nur auf die Wälle und sprengte die Mauern durch seine Minen. Wie es kam, weiß man nicht, aber gerade auf den Teil, wo die Mauern am

schwächsten waren, richtete er am meisten seine Kanonen, und das war gerade das Quartier, wo das Strumpfwirkermännlein wohnte. Wiewohl der Feldhauptmann Tilly schwer darniederlag, blieb er auch im Leiden noch ein Soldat und ließ sich durch seinen Adjutanten Bericht erstatten über alle Operationen des Schwedenkönigs und gab noch Befehl, was da oder dort geschehen solle. Dabei war manchmal der Baccalaureus gegenwärtig, der sich auch hier wieder um Sachen bekümmerte, die ihn eigentlich nichts angingen. Als aber der Adjutant berichtete, die Hauptmacht des Schwedenkönigs ziehe sich dorthin, wo das Strumpfwirkermännlein wohne, und als Tilly für sich sprach: „Wunderbar, daß der Schwedenkönig sich gerade dahin zieht, wo die Stadtmauer am schwächsten! muß ihm wohl jemand gesagt haben, denn das geht nicht mit rechten Dingen zu“ — da horchte der Fabian Duft, auch ohne sein Ohr zwischen zwei Finger zu nehmen, hoch auf, und es blitzte in seinen dunkeln, stechenden Augen von einem bösen Gedanken, und er sagte: „Wenn Euer Gnaden einem gemeinen Mann Gehör schenken wollen, der sich nur auf die Wissenschaften des Friedens und die Gelahrtheit, nicht aber auf den Krieg versteht — so wollte ich meine devoteste und unmaßgebliche Meinung allersubmissest vortragen. In dem Hause, das dort hinter der Mauer liegt, in der meine Wenigkeit und meine Schwester Prisca wohnen, da herbergt auch ein Strumpfwirker. Es ist ein stilles,

geheimnisvolles Männlein, von dem man nicht weiß, wo es her ist. Es singt viel in fremder Sprache und giebt sich mit niemanden ab. In seiner Stube hängt kein Weihwasserkesselchen, wie bei jedem ehrbaren Christenmenschen, es geht zwar in die Mette und die Vesper, aber es hat noch nie ein Wort über unsere Religion verlauten lassen. Der begeht nun die Unvorsichtigkeit und hängt seine gefärbten Strümpfe zum Dachladen hinaus, der über die Stadtmauer wegsieht. Weil ich in Kriegsgeschichten bewandert bin, habe ich ihn schon des Mehreren aufmerksam auf solche Thorheit gemacht, und ihm bedeutet, wie leichtlich der Feind das als ein Zeichen ansehen könne, hereinzukommen. Aber der läßt sich so wenig belehren, als wenn Euer Gnaden dem Schwedenkönig einen guten Rat geben wollte. Heute hatte er noch, gewiß nicht in böser Absicht, einen roten und einen blauen Strumpf groß und lang herausgehängt. Es wäre wohl der Mühe wert, Euer Gnaden ließen den Mann selbst billigermaßen über seinen Unverstand belehren."

Damit beschloß der Baccalaureus seine wohlgesetzte und boshafte Rede, und der Feldhauptmann, der ihm aufmerksam zugehört, entließ ihn. Der Baccalaureus ging heim und freute sich schon, dem Strumpfwirkermännlein eine Suppe eingebrockt zu haben, an der es sich seine letzten Zähne ausbeißen könne. Es war gerade die Stunde, wo Meister Sondermann zur Vesper war, denn jetzt in Kriegsläuften war es ihm

absonderlich wert, in der Stille sein Herz auszuschütten und zu beten. Daher ging Herr Fabian Duft schnell zu seiner gewohnten Arbeit und zeichnete wieder an seiner Maschine, d. h. an der Maschine des Strumpfwirkers, und glaubte, nun bald im Reinen mit allem zu sein.

Der Baccalaureus saß eben hinter seiner Diebesarbeit, als bei dem todkranken Feldhauptmann der Adjutant erschien, um ihm zu berichten, daß der Schwedenkönig der Stadt ganz nahe gekommen, und sich so weit vorgewagt, daß eine wohlgezielte Kugel seinen Schimmel tödlich getroffen, und eine andere seinen Nebenmann niedergeworfen. Drob freute sich der alte Soldat, und über das schreckliche Todesantlitz des grausamen Mannes zuckte ein Schimmer, und er sagte: „Wir wollen dem Schneekönig die Sache noch etwas bequemer machen, damit er nicht so nahe mehr herankommt, und ihm seine guten Freunde von Ingolstadt zeigen. Ruft die Ordonnanz!“ Als sie kam (es war ein Wachtmeister mit sechs Kürassieren), gab er den Befehl: „Matthes,“ sagte er mit hohler Stimme, „nimm sechs Mann und gehe in das Haus des Strumpfwirkers, den Du am Stuhle treffen wirst. Des Bürgermeisters Knecht soll Dich begleiten und Dir das Haus zeigen. Aus dem Bodenladen hängt ein roter und ein blauer Strumpf, die ziehst Du dem Manne an und hängst ihn auf, und läßt ihn an der Mauer herab baumeln. In einer Viertelstunde muß alles geschehen sein.“ —

Der Wachtmeister nahm seine sechs Mann und marschierte auf das Haus zu. Der Baccalaureus war gerade recht in seine Arbeit vertieft und hörte die schweren Tritte der Reiter und ihr Sporengeklirr erst, als er eben zu der Thür hinaus wollte, zu sehen, was es gäbe. Aber der Wachtmeister griff ihn bei der Brust und warf ihn in die Stube zurück. Ein Küraſsier holte die Strümpfe von oben, zwei andere banden ihm die Hände, der dritte knebelte ihm den Mund zu, weil er mörderlich schrie und protestierte. Dann zogen sie ihm den roten und dann den blauen Strumpf an und die Halsbinde aus und hängten ihn an einem Strick ohne weitere Umstände und Entschuldigungen über die Stadtmauer hinaus. Bei dem allen sah der Wachtmeister nur zu; gegen seine Gewohnheit, denn sonst that er blindlings alles, was sein gestrenger Feldhauptmann wollte. Und das war nicht zu verwundern. Es war nämlich der Wachtmeister Matthias kein anderer, als der ältere Bruder des Strumpfwirkermännleins, der damals zum Eichstädterthor hinausgezogen und unter das Kriegsvolk gegangen war. Als ihm des Bürgermeisters Knecht die Wohnung von ferne zeigte, sah er, daß es seines Vaters Haus war, in das er kommandiert war, und als er eintrat, wachten in seiner Seele die alten Erinnerungen mit Macht wieder auf. Denn man kann auch einen eisernen Küraß tragen und doch darunter ein weiches Herz, das bewegt wird, wenn es der alten Tage gedenkt. Dort in der Stube des

Strumpfwirkers hatte die alte Großmutter gelebt, und er war oft bei ihr gewesen in dem hohen Witwensitz, der so hoch über die Stadtmauer wegschaute. Das kam ihm alles in den Sinn, und er ward so gedankenvoll, daß er gar nicht zusah, wie der Baccalaureus sich wehrte, und wie seine Kürassiere ihm ein so jähes Ende bereiteten. Der Baccalaureus hatte eben sein Leben geendet, als das Strumpfwirkermännlein von der Vesper heimkam. Da staunte er denn erst recht, und schrak innerlichst zusammen, als er in seiner stillen Stube die sechs bärtigen Krieger und den Wachtmeister dabei sah. Ob sie ihm seinen Stuhl zerschlagen wollten und sich hier einquartieren, das alles machte ihm Sorge. Aber als er sich den Mut nahm, hereinzutreten, und den Wachtmeister sah, da kam ihm das Gesicht so bekannt vor, und bald herzten sich die beiden, wie man sich herzt, wenn man sich tot geglaubt. —

Gern hätten sich die zwei nun erzählt, was ihnen in den langen Jahren der Wanderschaft begegnet, und von Vater und Mutter gesprochen — allein dazu war keine Zeit. Der Strumpfwirker hatte über der Freude, seinen Bruder zu sehen, von der Gefahr, in der er geschwebt, noch keine Ahnung. Aber der Wachtmeister, der schon mehr von der Welt Handel und Wandel, Lug und Trug erfahren, fand sich bald zurecht in der Sache und merkte den Zusammenhang, daß diesmal der, dem es gegolten, frei durchgekommen, und der Schuldige doch richtig gepackt worden sei, und einer

in einer Falle gefangen worden, die er einem andern gestellt. Darum sagte er zu seinem Daniel (so hieß das Strumpfwebermännlein): „Halte Dich still, als wenn Dich der ganze Handel nichts anginge, das Übrige wird Gott versehn, der ein Wunder an Dir gethan hat.“

Tilly starb noch in derselben Nacht und wird die Seele des Baccalaureus noch in der Ewigkeit angetroffen haben. In jenen Tagen war ein solches Durcheinander in Ingolstadt, ein Schießen von drinnen und draußen, und ein Treiben fremden Kriegsvolkes, daß sich kein Mensch um einen Gehängten mehr oder weniger bekümmerte. Der Kurfürst von Bayern brach sein Lager ab, und der Schwedenkönig zog ein und vermachte den Ingolstädtern seinen toten Schimmel, den sie zum Andenken an ihn ausstopften. Als das Kriegsvolk wieder aus der Stadt war, und jeder von den erlebten Nöten und Drangsalen erzählte, und von Dem und Jenem, kam auch die Rede auf den gehängten Baccalaureus. Die wenigen Zeugen seiner Hinrichtung wußten keinen Aufschluß zu geben; denn die zwei, die es am besten gekonnt, der Feldhauptmann und der Baccalaureus, schliefen schon in ihren Särgen. Da man aber den Charakter des Fabian Duft kannte, so fehlte es nicht an allerhand Vermutungen, daß er wohl, dieweil er in alles hineingeredet, ein Spion gewesen, oder dem Feldhauptmann seine Papiere durchstöbert und zu eigen sich gemacht, wie den Stuhl

des Strumpfwebers. Der letztere aber war still wie ein Mäuslein und bewunderte die Güte und Treue Gottes, die über ihm so sichtlich gewacht.

Die Ingolstädter aber wollten außer dem Schwedenschimmel noch ein anderes Wahrzeichen haben, und malten darum den gehängten Baccalaureus mit einem blauen und einem roten Strumpf an die Stadtmauer, daran er vor Jahren noch zu sehen war. — Die Schwester Prisca kaufte sich mit ihrem Vermögen in ein Kloster ein, soll aber hinter den Klostermauern nicht anders geworden sein, als sie hinter der Ingolstädter Stadtmauer schon war. Denn das trotzige Herz nimmt einer überall mit, auch in die Klosterzelle hinein. Dem Strumpfweber aber, der sich an den guten Hirten hielt und ihm alle Tage und Stunden über der Arbeit sein Lied sang, wars jetzt so heimlich und friedlich. Die Arbeit ging ihm von den Händen, und die Leute brauchten Strümpfe und Wämser, denn das Kriegsvolk hatte angezogen, was es fand, und sich in der Eile nicht darum gekümmert, ob die Strümpfe und Wämser aufs Maß genommen und paßten. Nach Jahren konnte er das väterliche Haus kaufen. In der Nördlinger Schlacht wurde sein Bruder Matthias verwundet und kehrte mit dem Arm in der Binde zu seinem Bruder ins väterliche Haus zurück. Der Kriegsbruder verstand sich aber auch bald zu dem Friedenshandwerk der Strumpfweberei und

sang mit seinem Bruder bei der Arbeit: „Guter Hirte, Jesus Christus, der Du starbst für's Heil der Menschen.“ — Aber so oft die Brüder über die Stadtmauer schauten und den Baccalaureus in effigie mit dem roten und blauen Strumpf hängen sahen, segnete sich der alte Wachtmeister, daß er nicht seinen lieben Bruder über die Stadtmauer gehängt, sondern nur seinen blauen und roten Strumpf, die beim Färben verunglückt waren, und priesen beide die Güte Gottes, der die Einfältigen, d. h. die, die lauteren, aufrichtigen Sinnes sind, behütet und die Vielfältigen und Vielschlichigen, wie den Baccalaureus, in ihrer Klugheit erhascht und in den Strümpfen der Einfältigen über die Mauer hängt.

Solches that Gott um's Jahr 1634 und thut es auch noch anno 1892.

---

4. Von zwei Ringen, wozu noch ein dritter kam.

„Ich weiß, daß der Herr wird des Elenden Sache und der Armen Recht ausführen." Ps. 140, 10.

Seine Sache Gott zur Rechtfertigung überlassen, ist nicht eines jeden Sache. Denn dem alten Menschen steckt die Lust, sich zu rechtfertigen, tiefer im Geblüt, als der Katze das Stehlen. Da meint man eben, mit dem lieben Gott schlecht zu fahren und zu kurz zu kommen, und will darum mit seinem Witz und Verstande selber alles ausfechten. Darum läßt Gott dann auch den Menschen machen, wenn er's doch so gut kann und Ihn nicht braucht; gerade wie bei den übersorgsamen Müttern, die die Engel ihrer Kinder sein wollen, Seine Engel auf Ferien gehen. Rechtfertigt uns aber Gott, dann dauert's freilich länger, und es gilt, manches über's Haupt gehen zu lassen, was gegen den Strich und die Haare geht, und oft eine zeitlang der schwärzeste von allen Schwarzen zu sein, bis man richtig ausgehalten. Ist man aber stille

gewesen und hat des Herrn geharret, dann bringt Er unsere Gerechtigkeit hervor wie das Licht und unser Recht wie den Mittag. Denn wenn der Herr, der große Schmelzer und Töpfer, uns weiß brennt, dann wird's ein Meisterstück. Wessen Wege Gott gefallen und wer sich die Wege Gottes gefallen läßt, mit dem macht Er zum Schluß sogar noch seinen Feind zufrieden. Ich habe oft sagen hören, je höher der Herr, desto besser wäre mit ihm verhandeln, und es sei unter anderem mit unserm lieben Könige viel besser reden, als mit einem „Herrn Polizeidiener“ oder sonst einem Herrn Bureau-Attaché — auch hat mancher gesagt: „Verlier' ich auch in den untersten Instanzen, kommt nur mal meine Sache an's Obertribunal oder Oberhofgericht, dann gewinne ich“ —; nun wohl, dann ist's doch mit den allerhöchsten Herrschaften im Himmel am besten zu verkehren und am geratensten, seine Sache gleich an dieser höchsten und letzten Instanz anzubringen und zu bitten: „Führe Du die Sache meiner Seele!“ — Ward nicht Josef aus dem Gefängnis heraus gerechtfertigt und in Pharaos Wagen gesetzt? Und ging nicht Daniel aus der Löwengrube, und seine drei Freunde aus dem Feuerofen gerechtfertigt und mit gewonnenem Prozeß hervor? Und so fort bis auf Petrum und Johannem, die von der Ratstreppe so fröhlich kamen, und bis auf Paulum, dem der Kerkermeister die Striemen wusch, und dem der Hauptmann Abbitte that und eine glänzende Eskorte aus

dem Gefängnis gab. Darum wer die große Kunst lernt, die „Warten“ heißt, wird vieles sehen und erleben. Die Geschichte, die ich jetzt erzähle, soll zeigen, daß, wer sich seinen Gott zum Advokaten seiner Sache wählt, nicht schlecht fährt, sich vielen Ärger und dazu noch Kosten erspart.

Wir sind mit unserer Geschichte im Jahre nach den Freiheitskriegen. Hoffentlich hat der Verfasser nicht Not, von diesen Kriegen erst noch ein weiteres zu erzählen, denn jeder deutsche Mann bis zum Schulbüblein herunter muß wissen, was da geschehen, und das Herz muß dabei pochen und das Auge flammen. Es sitzt gottlob die Erinnerung daran noch tief, wiewohl schon über siebenzig Jahre drüber hingegangen und wenig Leute mehr mit dem eisernen Kreuze auf der Brust unter uns wandeln, tiefer als die Erinnerungen an die letzte Kriegsnot, die fast zu schnell vorübergegangen. Denn das heutige Eisenbahngeschlecht ist unter anderem auch entsetzlich vergeßlich. Der Jahrestag der Schlacht bei G — — (von dem ich nur so viel verraten darf, daß es nicht so sehr weit von einer großen berühmten Stadt liegt) wurde gefeiert. Die Gemeinde zog in die Kirche; die Glocken, die im vorigen Jahre vom Sturmläuten heiß geworden, läuteten diesmal so friedlich, und wiewohl alle in schwarzer Kleidung kamen, und der Ernst auf allen Angesichtern

lag, so war doch ein Freudenstrahl in den Augen zu lesen, wie's draußen ist, wenn nach einem schweren Gewitter die Sonne auf die Gräser und Blätter scheint, die eben noch der Sturmwind geschüttelt und an denen noch die großen Regentropfen hängen. Auch viele Fremde in Trauerkleidern waren gekommen, die dann auf's Schlachtfeld hinausziehen und ihre lieben Toten besuchen wollten. Der da predigte, war der Diakonus Reinhagen, ein hoher ernster Mann, auf dessen Angesicht die Pflugschar der Trübsal gegangen und tiefe Furchen hinterlassen, aus denen aber eine Freudenernte entsprossen war. Er führte die Zuhörer auf die Schlachtfelder, auf die Höhen, die die tapferen Söhne erstürmt, — aber dann nahm er sie hinauf auf die Berge Gottes, von denen die Hilfe kam, von dannen auch der Trost wie ein Balsam auf die verwundeten Herzen fällt. Und da that er recht daran. Denn wenn die Predigt nur auf der Erde bleibt, dann kann sie nicht zum Himmel dringen, und wer das Thränenregister zieht, kann wohl die Leute etwas bewegen, aber es wächst nichts; ebenso wenig, als wenn man auf einen Blumentopf, in den nichts eingesäet ist, immer Wasser gießen wollte. Zum Schlusse aber haftete des Redners Auge fest an der schwarzen Tafel, auf der die Namen der in der Schlacht Gefallenen der Gemeinde standen, worunter auch sein eigener Sohn sich befand, und seine Stimme zitterte leise, als sie den Segen auch über die für das

Vaterland Gefallenen sprach. Ein tiefes Schweigen ging durch die Gemeinde, als der Prediger durch die Reihen schritt, und jedes Gemeindeglied wußte, wie schwer es dem Vaterherzen geworden, heute zu reden, und dankte seinem Gott, der ihnen einen Mann zum Hirten gegeben, der das Priestergebot des alten Bundes kannte: im Amte weder Vater noch Mutter, noch Sohn oder Tochter zu kennen. —

Als sich der Diakonus umgekleidet, rief er seine Tochter Lydia. „Wir wollen hinauf auf's Schlachtfeld, mein Kind, zu unserem lieben Josef." „Dort am Waldessaum fiel er," entgegnete die Tochter, als sie den Hügel erstiegen hatten. „Dort unter den Bäumen ist das große steinerne Kreuz, unter dem mit den andern auch unser Josef liegt."

So standen die beiden und schauten unbeweglich hinauf zum Waldsaum, und nun, da er mit seinem Kinde allein war, übermannte ihn der Schmerz, und schwere Thränen entquollen den Augen, die in der Kirche keine Thränen hatten für's eigene Leid. Die beiden waren in sich versunken und hielten sich fest umschlungen. Die Tochter fühlte, daß sie den Vater trösten müsse, aber trösten kann man auch ohne Wort, und thut einem oft viel wohler, wenn ein treues Herz den Arm um einen schlingt, als wenn ein anderer viel spricht. Über dem merkten sie nicht, wie unten am Hügel ein Wagen angekommen, aus welchem zwei fremde Herren ausgestiegen und auf sie zu-

schritten. Es war ein alter Herr und ein junger, Vater und Sohn, die sich näherten. Sie blieben von den beiden erst eine Weile ehrerbietig ferne, dann schritt der alte Herr auf den Prediger zu, reichte ihm die Hand und sagte teilnehmend: „Ich bin auch Vater, haben Sie hier einen Sohn verloren?"

„Ja," anwortete Reinhagen, „droben am Waldessaum fiel er," und wandte sich ab, seine Thränen zu verbergen.

„Armer Vater," sagte der Fremde, „haben Sie nicht heute die Predigt so voll Trost gehört hier unten in der Kirche?"

„Ich habe getröstet mit dem Trost, womit ich selbst getröstet worden," antwortete Reinhagen. „Ich weiß mein Kind geborgen."

Da erkannte der Fremde den Prediger, den er gehört und zog ihn sanft an seine Brust. Während die beiden Alten sich in die Zeiten der vergangenen Tage verloren, ließ sich der Sohn, der seinen Arm noch in der Binde trug, näheres über den Bruder erzählen. Mit wachsendem Erstaunen hörte er, daß es Lydias Bruder sei, der mit ihm von der Universität ausgezogen, unter die freiwilligen Jäger zu gehen, und dann an seiner Seite gefallen. Und nun erzählte er ihr, wie heiß der Tag gewesen, und wie er selbst durch einen Schuß die Finger an der linken Hand eingebüßt und lange droben ihn Ohnmacht gelegen, bis man ihn weggetragen, und wie gut er sich noch ihres Bruders

erinnere, der einen Schuß in's Herz bekommen und ohne lange Leiden entschlafen sei. Die Sonne war schon am Sinken und vergoldete das Kreuz droben am Waldessaum; die beiden Fremden wollten scheiden. Der alte Herr hatte sich nach allem erkundigt und auch erfahren, wie gering auskömmlich die Stelle war, auf der der Prediger wohnte.

„Mich wundert nur, daß ein Mann mit Ihren Gaben auf einer so geringen Stelle bleibt," sagte der Fremde.

„Ich bin zufrieden," antwortete Reinhagen. „Ich bin erst zwei Jahre hier. Ich bin gegangen, wohin mein Gott mich geführt, und niemals schlecht dabei gefahren. Es muß wohl hier der rechte Ort sein, sonst würde mich Gott nicht in eine niedere Klasse versetzt haben."

„Sie waren also früher auf einer besseren Stelle?" frug der Fremde.

„Ja, das war ich," antwortete der Geistliche mit einer eigentümlichen Bewegung. „Meine Tage waren einst licht und hell, aber sie sind dunkel geworden, wie mein Auge vor Sorge und Kummer. — Haben Sie von jenem Pfarrer gehört, der, wie Kain, seinen Bruder erschlagen haben soll?"

„Wie, rief der Fremde, „Sie sind doch nicht Thomas Reinhagen?"

„Ich bin's," sagte ruhig der Geistliche.

„Nun denn," sagte nach langem Schweigen der

Fremde, „wenn Sie es sind, so können Sie unmöglich der Mörder sein. Ich werde Ihrer nicht vergessen." — Damit nahmen die beiden Abschied. Der Wagen rollte von dannen, und Reinhagen und seine Tochter schauten ihm lange noch nach. Diese Begegnung, so kurz sie war, hatte den Pfarrer tief aufgeregt. Ein Blatt aus dem Buche seines Lebens, das dunkelste und thränenreichste drin, war durch diesen Fremden wieder aufgeschlagen worden. Und wer das weiß, wie es ist, wenn solche alte Tage wieder lebendig werden, weiß auch, wie leicht man sich ins Brüten verliert und des Sprüchleins vergißt: „Was dahinten, das mag schwinden" — zumal wenn Gott einem herausgeholfen hat. Die Tochter aber zog den Vater sanft am Arme und mahnte zum Heimgehen und suchte mit ihrer Liebe den Vater aus seinen Gedanken herauszuführen. Den dunklen Schleier aber, der auf diesem Manne und seinem Leid lag, muß der Leser wissen.

Der Diakonus hatte einst die Stelle zu J— bekleidet. In diesem schönen und reichen Orte war sein Vater einst Amtmann gewesen und hatte sich mit seinen Ersparnissen ein kleines Rittergut gekauft, auf dem er seine Tage mit seiner treuen Frau beschließen wollte. Zwei Söhne hatte er, davon der ältere, David, die Kaufmannschaft erlernte, der zweite, unser Diakonus, die Theologie studierte. Der ältere hatte schon als Knabe gezeigt, was er werden wolle. Denn zum

Kaufmann muß einer so gut geboren sein, wie zum Dichter, sonst merkt man es ihm sein Lebtage an. Im Handeln und Gewinnen war der Junge ein Meister und verstand das Multiplizieren besser als das Dividieren, und wußte sich selber auf die Frage: „Wer ist mein Nächster,“ die Antwort zu geben, nämlich: „Ich selbst.“ Ob er darum glücklicher war als sein Bruder Thomas, dem beim Rechnen die Gelehrsamkeit ausging, will ich dem geneigten Leser anheimstellen. Der alte Vater sah mit Sorge auf seinen Ältesten, wenngleich es ihm gut ging und er allenthalben als ein gewitzter Junge angepriesen ward. Da sagte er wohl: „Der David bringt's wohl zu etwas, aber er ist kein Mann nach dem Herzen Gottes, denn er hat wenig Herz, der Junge.“ — Als er das Geschäft gelernt, nahm er Abschied und zog wider den Willen seiner Eltern über See und ließ nichts mehr von sich sehen und hören. Denn solcher Kinder giebt's bis zum heutigen Tage noch, die alles vergessen können, außer sich selber. Das war der Kummer in den alten Tagen der Eltern. Es ist wunderbar, wie Gott manchmal einen an den kleinen Kindern so große Freude erleben läßt und für's Alter noch manches aufspart, das schier zu Boden drückt, und das alte Wort wiederholt sich zu Zeiten von neuem: „Wenn die Kinder klein sind, treten sie der Mutter auf die Schürze, und wenn sie groß werden, auf's Herze.“ — Endlich kurz vor dem Tode der Mutter kam ein Brief aus Surinam, der da meldete, daß er, der

David, ein reicher Mann geworden, eine Plantage habe und die Tochter eines reichen Plantagenbesitzers geheiratet habe. Er erzählte darin von seinen vielen Sklaven und seinem großen Verstand und seiner Klugheit, und wie er sich das alles und seinem Fleiße zu danken habe.

„Er vergißt den Hauptposten dabei," sagte der Vater, als er den Brief gelesen, „unsern Herrn und Gott, ohne den doch kein Segen ist. Denn wo kein Segen ist von oben, mag's mit Heuwagen zur Vorderthür hereinkommen, so geht's zum Kammerfenster wieder hinaus." Das schrieb er ihm auch und meldete den Tod der Mutter, die inzwischen gestorben und bat ihn, noch einmal zu kommen.

Aber der David kam nicht, schrieb auch nicht, aber dafür kam der Tod und nahm den Vater weg, ohne daß er den Sohn noch gesehen und gesegnet hätte. In den Armen seines Jüngsten entschlief er, der schon zwei Jahre lang mit seiner Familie bei ihm wohnte, seit die große Feuersbrunst im Orte auch das Pfarrhaus mit allen Habseligkeiten drin in Asche gelegt hatte. — Reinhagen meldete dem Bruder den Tod des Vaters nach Surinam, schrieb ihm, wie viel der Vater hinterlassen und bat, er möge ihm das väterliche Gut überlassen, wofür er die Hälfte des Preises nach und nach abtragen wolle.

Ein Jahr ging darüber hin, als endlich Nachricht von Hamburg kam, daß Bruder David mit dem letzten

Schiff gelandet und in wenig Tagen bei seinem Bruder Thomas zu sein gedenke. Da war Freude im Hause des Pfarrers. Die Kinder hatten schon so viel gehört von dem reichen Onkel aus Surinam, der Zucker machen könne und schwarze Sklaven habe und in den Taschen mit Goldstücken rapple, und sich schon lange vor den Dorfkindern gerühmt ihres Onkels, der jedem einen ganzen Zuckerhut mitbrächte. Auch Reinhagen freute sich innig auf den Bruder. Sind einmal die Eltern weg, dann fehlt der Familie der Zusammenschluß; da gilt's dann festhalten an Bruder und Schwester, und je älter man wird, desto mehr zieht's wieder zu Fleisch und Blut hin. — Das ganze Haus wurde geschmückt, die besten Zimmer eingeräumt für den Bruder. Die Kinder gingen mit dem Vater eine große Strecke dem Wagen entgegen. Da kam denn der Onkel David angefahren mit einem kleinen Herrn und einem schwarzen Diener. Den Kindern ging's zwar nicht wie meinem lieben, kleinen Freund Theophilus in Karlsruhe (den ich hiermit herzlich grüße), den, als er einen Mohren allzulang angesehen, salva venia das Brechen anwandelte, — aber doch gruselte es ihnen über die schwarze Haut und den weißen Zähnen und dem wolligen Haar, und der Onkel David ward sehr in den Hintergrund durch ihn gedrängt. Nach einem herzlichen Willkomm wurde David in's Haus geführt; alles, was ihn an seine Jugend, an Vater und Mutter erinnern konnte, war in seinem Zimmer

sinnig aufgestellt, er sollte so recht an seines Bruders Herz nach der langen Abwesenheit erwarmen.

Aber dem David war's wenig um's Erwarmen. Nachdem er die ersten Tage sich etwas ruhig verhalten und scheinbar ohne weiteres Interesse sich den Hof und das Gut angesehen, rief er den Bruder am vierten Tag auf's Zimmer. „Bruder Thomas, laß uns jetzt an's Geschäft gehen, wegen dessen ich herüber gekommen bin. Zum Plaudern und Liebkosen sind wir beide zu alt, laß die Toten ruhen! denen ist ein guter Tag geschehen. Der Vater hat sein Leben lange genug genossen. Gieb jetzt einmal die Bücher her und die Rechnungen, damit das alles bereinigt wird, denn Du verstehst in Deiner Gottesgelahrtheit doch nichts davon und willst von der Luft leben."

Der Bruder war über diese Rede etwas betroffen, antwortete ihm aber sanft: „Lieber David, die Rechnungen und Bücher stehen Dir zu Dienst. Aber ich bitte Dich, laß uns wie Brüder handeln, und nicht über den Nachlaß des Vaters streiten."

„Bei der Erbschaft hört die Brüderschaft auf, Brüderchen!" sagte David mit einem grinsenden Gesicht. „Das wird sich alles auf Heller und Pfennig herausstellen, da brauchst Du keine Sorge zu haben." — Der Pfarrer gab ihm die Bücher, und David setzte sich mit dem kleinen Herrn in die Stube, schloß sich ein, und kam nur in den Mittagsstunden zum Vorschein. Nach

etlichen Tagen aber rief er wieder seinen Bruder und eröffnete ihm:

„Wir sind nun mit der Hauptsache im Reinen und haben noch manchen interessanten Fund gemacht, der auch zur Erbschaftsmasse gehört, dessen Du Dich wahrscheinlich nicht mehr ganz erinnerst. In diesen Dingen ist ja oft das Gedächtnis schwach; darum sind wir beide zu Hilfe gekommen.

Erstens gehört zur Erbschaft das Gut mit den Vorräten und die einjährige Pacht seit des Vaters Tode; dann der Mobiliarnachlaß, der nicht einmal gerichtlich aufgenommen ist; dann drittens der bare Vorschuß, den Dir der Vater nach dem Brande geleistet; und endlich das Kostgeld für die zwei Jahre, seitdem Du bei dem Vater bist. Denn der Vater hat Dich und Deine Familie erhalten, das geht aus den Büchern hervor. Davon will ich das letzte Jahr seit des Vaters Tod nicht in Anrechnung bringen, denn ich gedenke mit meinen Leuten noch länger hier auf Deine Kosten zu sein."

Der Pfarrer stand wie versteinert da und traute seinen Ohren nicht über die Rede des Bruders. Mit einem schmerzlichen Blick sah er den harten Bruder an und entgegnete ihm: „David, laß uns nicht streiten. Jene Schuld hat mir der Vater geschenkt nach dem Brande und hat nie Kostgeld verlangt von mir, ebensowenig als mein Herz den Gedanken jemals hatte, für die Pflege des Vaters bei Tag und Nacht, die besonders

meine treue Frau verrichtete, auch nur an einen Heller zu denken. Der Vater hat mich inständig gebeten, ihn nicht nach der Mutter Tod allein zu lassen, und was zwischen Vater und Kind geht, das solltest Du doch nicht in dieser kalten Art berechnen."

„Kalt hin und kalt her," sagte David — „wo hast Du die Beweise dafür? Die Posten bleiben stehen, bis Du sie ablösest. Natürlich bekommst Du die Hälfte wieder aus der Masse zurück, wenn das Gut versteigert ist, und wir bares Geld haben."

„Du wirst doch nicht," fiel der Pfarrer ein „des Vaters Erbgut an den Meistbietenden verkaufen. Bedenke doch, wie sauer er es erworben, und wie es sein letzter Wille war, daß es unserem Namen verbliebe! Thu's nicht, David, und betrübe den Vater unter dem Boden nicht."

„Das sind Sentimentalitäten, Bruder Thomas, die wir hier nicht brauchen können, und Predigersgerede. Hier handelt sich's um Mein und Dein — die Erbschaft ist ohnehin so klein, wie ich mir's nicht gedacht, und will mich fast reuen, daß ich über's Meer gekommen bin. Also keine weiteren Flausen, wenn Dir unsre brüderliche Liebe noch etwas wert ist. Du kannst ja das Gut Dir selber erstehen, wenn Du Lust dazu hast, und Dir das Geld vorstrecken lassen."

Mit diesen Worten ließ David seinen Bruder wie vernichtet und in Thränen versunken stehen. Ihm fehlten die Worte, und ein bitteres Gefühl wollte ihm

im Blick auf Weib und Kind aufsteigen. Das Gut war für ihn verloren, denn an Kauflustigen sollte es wohl nicht fehlen. Aber er selber hatte nichts, und durch die Aufrechnungen des Bruders war die Summe so hoch gewachsen, daß an ein Aufnehmen von Geld nicht zu denken war. Nochmal versuchte er den Bruder umzustimmen und auf die freundlichste Art zu bitten, aber er begegnete ihm nur noch mit größerer Härte, und zuletzt damit, daß er ihm den gerichtlich angesetzten Termin der Versteigerung gedruckt zeigte.

Mit diesem Papier ging der Pfarrer zu seiner Frau und sagte ihr die Sachlage. „So müssen wir denn wieder wandern, liebe Mutter. Unser Leben ist ja doch nur ein Zeltschlagen, und es geht wie bei Israels Volk: „Nach des Herrn Wort lagerten sie, und nach des Herrn Wort zogen sie.“ Aus dem ersten Haus haben uns die Flammen, und aus dem zweiten der Bruder vertrieben. Gott vergebe es ihm. Es ist besser in Gottes, als in der Menschen Hände fallen. Laß nur keine bittere Wurzel aufkommen, sonst wird das Leid erst recht schwer. Wir wollen's aus Gottes Hand nehmen, dann wandelt sich's am ersten in Segen.“

Die Frau kämpfte sichtlich einen schweren Kampf. So sollte sie fort aus den Räumen, die ihr lieb geworden, aber sie sah, daß es ihrem Manne noch viel schwerer ward; da wollte sie ihm das Herz nicht schwerer machen. Zum Glück war der Bruder mit dem

Schreiber, dem kleinen Herrn mit dem Schurkengesicht, verreist; da war's leichter, den Groll los zu werden. — Die Kinder des Pfarrers hatten nach und nach mit dem Schwarzen Freundschaft geschlossen und fürchteten sich nicht mehr vor ihm. Ihr zutrauliches, munteres Wesen, und die Liebe, die ihm im Hause des Pfarrers ward, that dem Herzen des armen Tuaro, so hieß er, wohl. Er verstand die deutsche Sprache und erzählte denn, daß der kleine Herr der Sklavenvogt und Aufseher gewesen, der alle unmenschlich behandelt habe. Es sei ein wahrer Festtag gewesen, als dieser mit dem Herrn, der eben so grausam sei, fortgefahren. Denn Davids Sohn, der junge Herr, sei freundlich und liebreich gegen die Sklaven. — An einem Abend saß Tuaro, der etwas Schwermütiges in seinem Gesicht hatte, wieder bei der Familie, und da sein Herr noch fort war, erzählte er denn, auf die Frage der Kinder und der Alten, seine Lebensgeschichte.

„Ich und mein Weib Gumilla waren die glücklichsten Leute auf Erden. Wir hatten zwar kein Haus, wie Ihr habt, sondern nur eine Hütte aus Schilf und Moos, aus der der Rauch aufstieg. Aber Gumilla war gut und freundlich wie das Mondlicht. Ihr Angesicht war schwarz, wie das meine, aber ihre Augen waren wie Sterne, und der rote Mund und die Lippen wie die Streifen der Morgenröte. Und ich ging mit den Männern zur Jagd und jagte das Wild, den schnellen Hirsch und auch den wilden Tiger

— und dann stand Gumilla vor der Hütte und wartete auf mich.

Da kam vom Meer her ein großes Schiff geschwommen, ein großes Haus mit vielen Fenstern und viele Blaßgesichter darauf. Und wir gingen das Holzhaus zu sehen, und man gab uns zu trinken starken Wein, den wir nie getrunken, und zeigte uns schöne Sachen, Korallen und Glas, wie wir nie gesehen, und wir sollten tauschen dagegen, was wir hatten. Gumilla und ich wollten eine Kette kaufen, da fing das Schiff aber an zu schwanken, und wir sahen, daß es los vom Lande war, und die Anker auf dem Schiffe lagen. Da weinten und schrieen die vielen schwarzen Leute, aber die Weißen hatten Feuergewehr und Säbel und überwältigten uns, und wir wurden gebunden und hinuntergeworfen, tief hinunter in das Schiff, und wir sahen das Licht der Welt nicht mehr, lange nicht. Dann hatten wir Land, und wir wurden auf den Markt gebracht und verkauft. Gumilla und ich hatten das Glück, daß wir zusammenbleiben durften, und ein Herr, Euer Onkel, uns beide kaufte. Da aber wurde Gumilla krank durch die Arbeit, und David versprach, sie wegzuthun, um sich zu erholen. Aber Gumilla kam nicht wieder. Und ich habe alles gethan, Eures Onkels Herz zu erweichen; ich lernte Eure Sprache, ich habe die schwersten Arbeiten gethan, und als bei einem Aufstand Euer Onkel ermordet werden sollte, habe ich sein Leben gerettet. Und er

hat gesagt: „Tuaro, ich danke Dir, Du sollst es gut haben.“ Und ich bin niedergefallen und habe gebeten: „Gieb mir Gumilla wieder.“ Aber er wandte sich und sprach: „Du kannst sie nicht haben.“

„Ist sie tot?“ habe ich gefragt.

„Nein,“ sagte er, „verkauft!“

„Verkauft,“ schrie hier der Schwarze, „hört es, Ihr guten Leute und Ihr Kinder, Gumilla und mein Kind hat Euer Onkel verkauft!“ Da umschlangen die Kinder seinen Hals, und der Pfarrer und seine Frau weinten mit ihm — und nun verstanden sie noch mehr den harten Bruder.

Zwei Monate waren ins Land gegangen, der Termin rückte immer näher, wo das Haus versteigert werden sollte. Viele Käufer waren gekommen, es zu besehen, und des Pfarrers Hoffnung, es zu behalten, wurde immer mehr zu nichte. Darum rüstete er sich und packte seine wenigen Habseligkeiten, um hinüber ins Schulhaus zu ziehen. Er war stille geworden, und der bitterste Tropfen war weggetrunken. Denn wenn einmal das Herz innerlich los ist, kann's auch den äußern letzten Riß ertragen; wie Abraham seinen Sohn innerlich erst opferte, und darnach die Kraft hatte, mit ihm hinaufzugehen zum Berge. Aber bei seiner Frau und den Kindern war's noch nicht so weit. Es ist etwas anderes, ob man eine Sache aus der Ferne sieht, oder ob man vor ihr selber steht. Jetzt

wo's drauf und dran kam, waren sie innerlich nicht fertig geworden, und darum kamen sie aus den Klagen und dem Trauern nicht heraus. Sie waren in der Laube und tauschten ihr Herzeleid aus, als Tuaro, verstörten Antlitzes, kam und sagte: „Ich höre, Ihr sollt aus dem Hause geworfen werden. Euer Oheim treibt Euch fort! Ist's wahr? Eure Sachen sind ja schon gepackt.“ Da warfen sich die Kinder weinend an ihn und bejahten's. Tuaro aber hob den Arm gen Himmel auf, und sein Auge flammte, daß die Kinder fast ihren Freund nicht mehr erkannten und sich wieder zu fürchten anfingen. „Ich muß fort heute nacht, mein Herr schickt mich nach Hamburg, um unsere Sachen zum Schiff zu bringen. Lebt wohl, und habt Dank für Eure Liebe, und vergesset Tuaro nicht, und betet für ihn und die arme Gumilla!“ — Tuaro schied, auch der kleine Herr wurde zur Stadt geschickt, nur David blieb und wollte den Verkauf abwarten und dann nachkommen. Am Morgen sollte der kleine Herr ihn abholen. Den Abend war David mit dem Bruder und der Familie allein. Sie wechselten kein Wort mit einander, denn der Pfarrer fürchtete ein neues Aufbrausen seines Bruders. So saßen sie schweigend einander gegenüber, bis David auf sein Schlafzimmer ging. Es war die letzte Nacht, die die Familie hier im väterlichen Hause zubrachte, und niemand mehr im Hause, als nur der Bruder. Der Pfarrer sammelte noch einmal die Seinen und vermahnte

sie, ihr Vertrauen nicht sinken zu lassen, noch es wegzuwerfen, sondern zu wissen, daß sie Fremdlinge wären, die hier keine bleibende Stätte haben dürften.

Am andern Morgen war die Familie schon früh auf, sich zum Aufbruch zu rüsten, nur David fehlte. „Er wird wohl noch schlafen," sagte Reinhagen zu seiner Frau. Aber eine Stunde darnach sah man den Pfarrer atemlos die Straße hinablaufen zum Ortsrichter und ihn bitten, doch gleich zu kommen, weil ein großes Verbrechen geschehen sei. Als der Richter mit zwei Zeugen kam, fanden sie das Gastzimmer voll Blut. David lag aufgedeckt, blutig und tot im Bette; in der Brust waren tiefe Wunden, und das Messer steckte noch in einer tiefen Wunde am Herzen. Die linke Hand, an welcher ein kostbarer Ring mit dem Namenszug Davids sonst funkelte, fehlte ganz und war am Knöchel abgelöst. Die Nachtlampe brannte noch. Aber die Papiere und das Geld des Ermordeten lagen unversehrt auf dem Tische. — Während dem die Gerichtspersonen den Akt aufnahmen, und der Pfarrer seine entsetzte und vom Schrecken fast betäubte Familie zur Ruhe wies, war der Schreiber des kleinen Herrn zurückgekommen. Er trat an das Bett David's, schaute ihn lange an und sagte: „Ja, ja, Du bist stumm, aber ich verstehe Dich doch." Dann sagte er zu dem Pfarrer, der unterdes heraufgekommen, „nicht wahr, Herr Pastor, nun ist der Verkaufstermin überflüssig." Der Pfarrer verstand

die Rede nicht und wollte ihm erzählen, wie er den Bruder gefunden. Der kleine Herr aber sagte: „Das wird sich alles finden, ich werde mich selbst unterrichten." Er sandte gleich einen Eilboten an Tuaro mit dem Befehl, mit dem ersten Schiff abzureisen und die Trauerbotschaft der Familie einstweilen zu bringen, bis er selbst die Sache in Ordnung gebracht hätte. Der kleine Herr aber eilte sodann zum nächsten Gerichtshof, um den Pfarrer Reinhagen als den Mörder seines Bruders anzuklagen. Der Verdacht gegen den Pfarrer ließ sich freilich begründen. Man wußte von der Härte des Ermordeten, von dem nahen Termine, an welchem der Pfarrer vertrieben werden sollte, von den Klagen der Frau und der Kinder, von dem Gelde, das der Pfarrer noch alles herauszahlen sollte. Sodann hatte niemand als die Familie im Hause geschlafen; die Hausthüre war noch fest verschlossen des Morgens gefunden worden, nach der Aussage des Pfarrers. Das Messer war das Brotmesser des Pfarrers. Dazu kam der Bericht des Ortsvorstehers, der das Entsetzen schilderte, mit dem der Pfarrer zuerst die Nachricht gebracht, und dann seine zunehmende Ruhe; denn das Gericht, das nun einmal dran war, an den Brudermord zu glauben, fragte nun in dieser Richtung. Man kann aber nicht bloß aus einem heraus-, sondern auch in einen hinein fragen.

Der Pfarrer wurde gefänglich in Untersuchungshaft gezogen. Damals ging die Sache noch sehr lang-

sam, so daß Wochen und Monate über ihn hingingen. Der Charakter und die ganze unbescholtene Lebensführung des Mannes mußte den Verdacht entkräften, ebenso daß, wenn er den Mord begangen, er gewiß nicht das eigene Messer hätte stecken lassen; sodann war an ihm selbst keine Blutspur bemerkbar, und zuletzt konnte sich niemand das Abschneiden der linken Hand erklären. Denn daß das um des Ringes willen geschehen war, wurde dadurch widerlegt, daß sämtliche Wertpapiere und Geld unangetastet waren.

Aus mangelnden Beweisen mußte daher der Pfarrer freigelassen werden. Aber seine Stelle war unterdes besetzt worden, weil, da ein Teil in der Gemeinde an seine Schuld glaubte, ein segensreiches Wirken nicht mehr zu erwarten stand. Denn die Leute fehlen ja nimmer, die am liebsten gleich das Schlimmste glauben und vom Entschuldigen, Gutes reden und zum Besten kehren noch kein Sterbenswörtlein praktiziert haben.

Das Haus und das Vermögen des Ermordeten wurde unter den fürsorglichen Besitz des Gerichts gestellt, das Haus vermietet und das Gut verpachtet. Mit dem geringen Reste der väterlichen Erbschaft beschloß der Pfarrer wegzuziehen von der Heimat, die ihn so schmerzlich auf jedem Schritte an die durchlebte Zeit erinnerte. Der bessere Teil der Gemeinde begleitete ihn noch weit über die Gemarkung hinaus und nahm wehmütig Abschied von ihrem treuen Hirten. — Auf dem Namen des Mannes blieb aber ein Flecken

haften, von dem er sich nicht reinigen konnte. Die Geschichte ging von Mund zu Mund; man fahndete nach dem Ringe bei den Goldarbeitern großer Städte. Die Sache blieb dunkel und rätselhaft.

In einem kleinen Orte fern von der Heimatgegend ließ sich der Pfarrer nieder, kaufte sich ein kleines Haus und unterhielt sich und die Seinen mit Schulhalten.

Die lange Kriegszeit Anfang dieses Jahrhunderts war mit ihren Drangsalen hereingebrochen, mit ihrer Not und Armut und verschonte auch den Ort Reinhagens nicht. Als aber der Ruf des Königs an sein Volk erging, aufzustehen für die Freiheit und Ehre des Vaterlandes, stellte sich auch der Sohn, der eben seine Studien begonnen, unter die Fahne als freiwilliger Jäger. Er fiel beim Sturm auf die Waldeshöhe, die der Feind besetzt hielt, mit so vielen, die damals willig und freudig ihr Leben verbluten ließen. Die Mutter überlebte den Jammer nicht lange. Seit jener Zeit, da der Bruder ihres Mannes zurückgekommen, war sie innerlich gebrochen und vor der Zeit alt geworden, und hielt sich nur um ihres Mannes willen aufrecht. Sie ließ noch vor dem Sterben ihr Kind ans Bette kommen und sagte ihr: „Liebe Lydia — es geht zu Ende mit mir. Bitte Du Gott, daß Er meine Hütte still abbricht. Du weißt, welchen dunklen Weg Gott mit uns gegangen. Aber Gottes Wege sind nicht dunkel, sondern unsere Augen sind's. Denn bei Ihm heißt es:

„Sein Gang ist lauter Licht.“ Das vergiß nicht. Ich habe es erst schmerzlich lernen müssen. Und nun bitte ich Dich, verlasse den Vater nicht. Er hat einen starken Glauben und ist ein Mann Gottes. Was Du auch hören magst von ihm, glaube nur das eine: Dein Vater ist kein Mörder, er ist unschuldig. Ich habe mit ihm alles geteilt, in sein Herz geschaut wie noch kein Mensch und kann's darum vor allen Menschen sagen. Gott wird seine Sache führen und seine Unschuld an's Licht bringen, denn Er schafft Recht und Gericht denen, die Unrecht leiden. Verlaß ihn nicht, mein Kind.“ Bald darauf entschlief sie.

Nun stand Reinhagen mit der Tochter allein. Da wandte er sich, als er in der größten Not war (denn er war durch die Kriegshorden ausgeplündert worden), an seine Behörde und stellte mit einfachen und eindringlichen Worten seine Lage vor und erhielt darauf die kleine Stelle, auf welcher wir zuerst ihn hatten den Jahrestag der Schlacht feiern hören. Und nun wird der Leser begreifen, warum den Fremden bei der Nennung des Namens ein kleiner Schauder überlief.

Mehrere Wochen waren seitdem verflossen, als ein Schreiben kam, das ihn in den anerkennendsten Ausdrücken auf die einträgliche Pfarrei des Generals von W. berief. Nicht das Einkommen freute ihn, denn er hatte gelernt, sich zu schicken, sondern das Zutrauen

das ihm geschenkt ward, daß Menschen noch an seine Unschuld glaubten. Er willigte ein, zog mit der Tochter hinüber und hielt die Probepredigt, die ihm auch aller Herzen gewann. Nach der Predigt wurde er auf das Schloß berufen, wo ihm der alte General mit der zuvorkommendsten Freundlichkeit entgegentrat. Er stellte ihn den Fremden vor, und dann zog er ihn in ein Seitenkabinett und sagte: „Hier ist Ihr alter Freund vom Schlachtfelde, Graf R. Seiner Empfehlung haben Sie's und ich zu danken, daß wir nun wie Hirt und Herde zusammengehören." Reinhagen reichte ihm die Hand und dankte ihm, welchen Dank der Graf, der zugleich Präsident des Gerichtshofes war, nicht annehmen wollte.

Das stille und doch freimütige Wesen der jungen Lydia gewann besonders das Herz der Generalin, die sie beim Abschied küßte und ihr versprach, eine gute Mutter zu sein. Der junge Graf, den Lydia damals mit seinem Vater auf dem Schlachtfelde gesehen, war auch zugegen. Er hatte schon viel von Lydia erzählt, aber alle fanden, nachdem sie mit dem Vater weggegangen, daß er ihres Lobes eher zu wenig als zu viel gesagt. Sie war durch das Leiden gereift, und ihr ganzes Wesen machte den Eindruck einer wahren Durchbildung, die man nicht durch Bücher, sondern allein im stillen Umgang mit Gott bekommt. Und das ist immer die rechte Bildung, die nicht von außen wie der glänzende Firniß an einem sitzt, den jedes

Wasser ablischt, sondern die von innen heraus den ganzen Menschen durchdringt.

Als die beiden zu Hause in dem traulichen Pfarrhause waren, da war's, wie wenn eine schwere trübe Zeit sich geschlossen und wieder einmal ein Sonnenblick in ihr Leben fallen sollte.

„Wenn nur unsere liebe Mutter das noch erlebt hätte," sagte Reinhagen zu Lydia, „nach so vielem Leid, was sie mit uns geteilt. Jetzt fehlt uns nur sie, die Freude völlig zu machen. Doch hab ich Dich, Du liebes Kind, und Du willst mir ja die liebe Mutter und meinen Josef ersetzen."

„Das möcht ich auch, lieber Vater. Sieh, deswegen ist mir's immer am liebsten bei Dir allein zu sein. Die Menschen sind alle so lieb und gut gegen mich, und doch ist mir bange unter ihnen, und es fliegt mir wie ein Schatten die Erinnerung durch die Seele, und die Ahnungen überfallen mich, wie ich's gar nicht sagen kann."

„Mein Kind, gieb Dich zufrieden," sagte Reinhagen sanft zu ihr, „Du weißt, daß der Heiland sagt: Es ist genug, daß ein jeder Tag seine eigene Plage habe! Nimm die Liebe der Menschen, wie sie Dir gegeben wird, als ein Geschenk aus Gottes Hand. Denn es ist ebenso undankbar, im Leid verzagen, als am guten Tage sich nicht zu freuen. Aber freilich, hänge das Herz nicht daran, und begehre die Liebe

nicht, dann wird sie um so reichlicher unversehens Dir in den Schoß fallen."

Das Verhältnis zu dem Patronatsherrn, dem biederen General, und zu seiner Frau gestaltete sich immer freundlicher. Der Präsident, Graf R., kam oft herüber mit seinem Sohne, der ebenfalls als Rechtsgelehrter in des Vaters Kanzlei arbeitete. Im Umgang mit dieser trefflichen Familie und in der Liebe der Gemeinde war dem Pfarrer so reicher Ersatz geboten, daß die Wunden der früheren Tage zu vernarben anfingen. Nur das Dunkel über den Mord Davids blieb noch haften. Da fiel aber etwas vor, was das stille Glück Reinhagens aufs neue tief erschütterte.

Der einzige, der Reinhagen die Stelle nicht gönnte, weil er sie gerne für einen seiner Verwandten gehabt, war der Schulrat und Superintendent W. in S. Mehr denn einmal hatte er schon geäußert, er halte es für unverantwortlich, einem Manne eine Stelle anzuvertrauen, auf dem noch ein so dunkler Verdacht hafte, und dessen Unschuld nicht klar bewiesen sei. Auf einer Visitationsreise besuchte er auch die Schule in Reinhagens Ort und ward vom Pfarrer freundlich aufgenommen. Das Gastzimmer lag unmittelbar neben Lydias Zimmer. Als er das Mädchen im Garten bei ihren Blumen und Vöglein sah, die sie fütterte, schlich er sich unbemerkt in ihr Zimmer, sich darin umzusehen.

Alles war in der schönsten Ordnung und zeugte von dem feinen Sinn der Inwohnerin. Denn etwas merkt man schon an der Stube vom Menschen, der darin wohnt, noch ehe man ihn selbst gesehen. Der Herr Schulrat begnügte sich aber mit diesen Studien nicht, sondern schritt zum Schreibtische, dessen Schlüssel staken unb öffnete. Da lagen Briefe, die er anfing zu lesen. Daß das so viel wie gestohlen sei und man einst in England den hängte, der einen fremden Brief las, mußte er als Schulrat wohl wissen; aber seine Neugier war größer als sein Wissen. Die Briefe waren alle von ihrem Bruder Josef, der in der Schlacht gefallen. Und so forschte er weiter. Im Hintergrunde der Schublade fand sich wohlverwahrt ein Kästchen. Der alte vorwitzige Herr öffnete auch dies, und ein schöner Ring blinkte ihm entgegen, auf welchem die Buchstaben D. G. R. deutlich zu lesen waren. Sogleich kam es ihm in den Sinn, daß das der so oft ausgeschriebene Ring sei mit den Anfangsbuchstaben des Namens des Ermordeten; ihm war's sonnenklar, Reinhagen mußte dennoch der Mörder sein.

Voll Bestürzung schloß er dies Kästchen und den Schreibtisch, schützte ein plötzliches Unwohlsein vor und erstattete, da der Patron sich in einem Bade aufhielt, sogleich Bericht an das Gericht, worin er seine Entdeckung mit den grellsten Farben malte. Der Präsident, der am tiefsten erschüttert war über diesen Bericht, konnte und wollte nicht an die Schuld des von ihm

so hoch geachteten Mannes glauben, mußte aber thun, was seines Amtes war, da durch den Bericht des Schulrats die Sache bereits amtlich geworden. Er sandte darum den Kriminalrat Herbst ab mit der Instruktion, so schonend wie möglich die Untersuchung einzuleiten; fände sich jedoch der Ring, den Pfarrer mit der Tochter gefänglich einzuziehen.

Noch in derselben Nacht reiste der Kriminalrat ab und trat am frühen Morgen mit dem Gerichte ins Haus des Pfarrers. Reinhagen hörte ruhig den Kriminalrat an und lächelte, als er von der Anklage hörte, da ihm nichts von einem Ringe bewußt sei. Er wolle gleich seine Tochter rufen lassen. Aber der Rat wollte sich allein auf das Zimmer begeben. Lydia war betroffen über den fremden Herrn, noch mehr aber, als derselbe sie aufforderte, ihren Schreibtisch zu öffnen. Der Kriminalrat bemerkte, wie sie sich entfärbte und leichenblaß und zitternd den Schreibtisch aufschloß, und das noch mehr, als sie auf Begehren das kleine Kästchen übergab, in welchem der Ring lag.

Der Kriminalrat war sichtlich betroffen, und der Ruf: „O mein alles, so sind sie wirklich des Brudermordes schuldig! Das sind die richtigen verhängnisvollen Buchstaben D. G. R.“ entfloh ihm unabsichtlich. Lydia starrte ihn an und begriff den Sinn seiner Worte nicht und bat, sie zu ihrem Vater zu lassen, dem sie alles sagen wolle. Der Kriminalrat entgegnete ihr:

„Es thut mir leid, es Ihnen abschlagen zu müssen. Sie dürfen den Vater nicht mehr sprechen.“

„Wie, ich darf meinen Vater nicht mehr sprechen? Was habe ich oder er denn gethan?“ rief Lydia in höchster Angst.

„Ich bitte Sie, beruhigen Sie sich jetzt, die Sache wird sich aufklären. Folgen Sie mir.“

Der Kriminalrat kündigte dem Pfarrer und seiner Tochter die Haft an, und bald darauf fuhren sie vom Gericht begleitet nach der Stadt. Sie durften kein Wort wechseln. Mit tiefem Mitleid sah Reinhagen das Mädchen an, das wie eine geknickte Blume vor ihm saß. Er hatte keine Thränen mehr und seufzte nur stille zu seinem Gott, der sein Anwalt sein sollte. Am Gerichtshof angekommen, nahmen beide Abschied von einander, und jedes wurde in eine besondere Zelle geführt.

Als der Präsident durch den Kriminalrat die Nachricht erhielt, daß es sich mit dem Ringe also verhielte und an demselben deutliche Blutflecken wahrzunehmen seien, auch der Namenszug vollständig sichtbar sei — da schüttelte er schmerzlich das Haupt. „So bin ich denn wieder um einen Menschen und um ein Stück Glauben an die Menschen ärmer geworden. Ich hielt es für eine abgeschmackte Anzeigerei des Schulrats, von dem ich weiß, daß er Reinhagen nicht mag. Aber da die Sache so steht, kann ich Ihnen nicht

sagen, wie weh mir das thut. Wie verhielt sich denn Reinhagen?“ frug er.

„Reinhagen war wie immer ruhig, freundlich und gemessen, wie ein Mensch, der ein gutes Gewissen hat,“ antwortete der Kriminalrat.

„Und seine Tochter?“ frug der Präsident.

„Sie war sehr bestürzt, entfärbte sich und zitterte heftig. Ich habe sie noch nie so gesehen.“

Indem trat der Sohn des Präsidenten ein. Er war sehr aufgeregt und fragte hastig: „Ist's wahr, Vater, daß Reinhagen und seine Tochter des Mordes verdächtig eingezogen sind?“

„Es ist so, mein Sohn. Wir sind leider schändlich betrogen worden. Ich weiß mir dem biederen General gegenüber nicht zu raten, dem ich den Mann so warm empfohlen.“

„Laß mich mit den beiden reden, Vater! Ich werde mehr herausbekommen, als in zehn Verhören. Schonen wir die Leute doch vor der Öffentlichkeit!“

„Nein, es geht nicht, mein Kind. Der Gerechtigkeit muß der Lauf gelassen werden. Und wenn sie meine Tochter wäre und er mein Bruder — ich kann nicht anders. Das ist die Ehre einer Gerichtsbarkeit, daß sie ohne Ansehen der Person richtet und keine Ausnahme weder mit dem Stande, noch sonst einem Verhältnisse macht.“

„Kannst Du glauben, Vater, daß dies Mädchen, das so sanft und stille ihren Vater ehrt und auf den

Händen trägt, wie ich noch kein Kind es habe thun sehen, daß dies Mädchen, dem die Reinheit auf der Stirne steht, eines Mordes schuldig sei? Da will ich lieber an den Einsturz des Himmels glauben."

„Ich freue mich, mein Sohn, daß das Herz so aus Dir redet; aber das Gewissen geht über das Herz. Du kennst den Eid, den Du als Beamter des Rechts geschworen, und um den Eid und das Amt ist's eine heilige Sache. Fasse Dich und befiehl die Sache Dem, der da recht richtet, daß Er uns die Weisheit und das Rechte in diesem Falle gebe."

Der junge Graf riß sich vom Vater los und ging weg.

„Armes Kind," sagte der Präsident zu sich selbst, „ich fürchte, Dein Herz wird Dir noch mehr denn einmal zu schaffen machen in dem Berufe."

Die Untersuchung ging ihren Gang. Die Akten der früheren, ersten Untersuchung mußten herbeigeholt und durchgesehen werden, und so verging eine geraume Zeit, bis es zum Verhöre kam. In demselben behauptete Reinhagen wie früher seine Unschuld, und ebenso beteuerte er, von dem Ringe nichts zu wissen. Lydia hatte auf die Frage geantwortet, der Ring gehöre ihr, sei aber nicht der ihres ermordeten Oheims. Auf die Frage aber, wie sie zu demselben gekommen, hatte sie geschwiegen und gebeten, sie vor dem Vater zu verhören, dem sie alles sagen wolle. So schloß das erste Verhör. Nach langer Beratung gestattete man das Verhör in

Gegenwart des Vaters. So lange Zeit hatten sie einander nicht gesehen, nichts gehört, als bloß, daß sie beide lebten, und so war das Wiedersehen für beide gleich ergreifend.

„Nicht wahr, mein Kind, Du bist unschuldig und glaubst es auch von mir," sagte Reinhagen nach der ersten Umarmung seiner Tochter.

„Ja, lieber Vater, das bin ich, und Du bist's auch. Vor diesen beiden Herren will ich es sagen, wie ich zu dem Ringe kam."

„Du weißt, lieber Vater," sagte sie, „daß in jener schweren Zeit, die über uns gekommen, Dein Herz wie das meinige voll Trauer war. Du weißt auch, daß ich zweimal die Gelegenheit hatte, ein eigenes Hauswesen zu gründen und mich zu verheiraten. Aber Du weißt nicht, daß die liebe selige Mutter mich auf dem Sterbebett gebeten, Dich nicht zu verlassen und bei Dir zu bleiben, um Dich zu trösten, wenn ich könnte. So habe ich ausgeschlagen, ohne Dir etwas zu sagen, und bin damals, wie ich nicht recht wußte, was ich thun sollte, an des Bruders Grab gegangen, droben am Waldessaum, und habe mich da einmal satt geweint und den lieben Gott gebeten, er solle mir sagen, was ich thun solle. Und dann habe ich mich hingesetzt und bin so meinen Gedanken nachgehangen und habe geschaut, ob mir nicht der liebe Gott ein Zeichen geben wollte. Da hab' ich so unversehens im Moose gegraben und etliche Blumen mir sammeln wollen, und plötzlich ziehe ich aus dem

Erdgrunde, den ich mit einer kleinen Staude ausriß, weil sie sich nicht brechen lassen wollte, den Ring heraus, der ganz in den Wurzeln stak. Ich hab' ihn gereinigt, und da kam mir der Gedanke: das soll mein Brautring sein, den ich auf dem Totenhügel gefunden, und ich will bei Dir, lieber Vater, bleiben, bis an meinen und Deinen Tod. Ich habe es Dir nicht sagen wollen, weil ich dachte, Du würdest mich ein thöricht Mädchen heißen und das Opfer nicht annehmen wollen. Aber siehe, seit dieser Zeit bin ich so frei und getrost gewesen, und konnte alles um deinetwillen drangeben. So, nun ist's heraus," sagte sie lächelnd, „nun, lieber Vater, vergieb, daß Du durch mich in den Verdacht wieder gekommen. Hätte ich das gewußt, dann hätte ich Dir's schon lange gesagt." Damit umschlang sie den Vater aufs neue und sagte: „und nun weißt Du, daß ich auch gern im Gefängnisse mit Dir bin."

Den beiden alten Herren ward's wunderbar ums Herz; so etwas hatten sie doch in ihrer Praxis noch nicht erlebt und solchem Verhör nicht beigewohnt. Denn leider haben's die Leute am Gericht meistens mit der Rückseite des Menschen zu thun, von welcher sich der Mensch bekanntlich schlecht ausnimmt. Darum ging ihnen das Herz auf. Der Präsident brach das Schweigen und bat, ihm den Ring zu zeigen. Er hatte die ganze Sache, um den Schein der Parteilichkeit zu vermeiden, für die Voruntersuchung dem

Kriminalrat übergeben, und somit den Ring noch nicht gesehen.

Mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtete er ihn jetzt. Der Ring war neu aufgeputzt, jedoch waren die Blutflecken noch bemerklich. Aber dem scharfen Auge des Präsidenten entging es nicht, daß zwischen dem G. und R. noch ein kleines z. hineingeschlungen war. Dann versuchte er innen im Ringe an einem kleinen, kaum sichtbaren Knöpfchen zu drücken, und der Stein sprang auf und zeigte ein fast verlöschtes, weibliches Bild.

Vom Anblick überwältigt rief der Präsident: „Gott sei gedankt! Hier ist der beste Zeuge Eurer Unschuld, lieben Freunde. Ich kenne den Ring. Das ist das Bild meiner seligen Frau! Rufen Sie meinen Sohn, Herr Kriminalrat, wir wollen das Protokoll der Aussage aufnehmen.“

Der junge Graf kam zu dem Vater, der ihn allein nahm und ihm sagte: „Mein Sohn, ich habe Dir noch eine schwere Aufgabe zu stellen. Ich will Reinhagen schonen und seine Tochter und keine weiteren Fremden zum Verhör lassen. Du aber wirst pünktlich das Protokoll führen.“ Schweigend gehorchte der Sohn.

„Ich bitte Sie nun, Fräulein Reinhagen, um Ihre Aussage, wie Sie zu dem Ringe gekommen,“ sagte der Kriminalrat.

Lydia wiederholte ihre Aussage kurz und bündig. Zerstreut hatte der junge Graf den Anfang der Erzählung geschrieben, dann aber die Feder weggelegt und

mit Staunen zugehört. Sie war eben fertig geworden, als der junge Mann aufsprang und rief: „Nun, Ihr Herren, zeigt mir den Ring: Ach, hättet Ihr mich gleich reden lassen mit diesen Leuten!“ Er nahm den Ring und küßte ihn und sagte: „Hab' ich Dich wieder, liebes Ringlein, bist mir so schnell abhanden gekommen mitsamt dem Finger.“ Dann sagte er zu Reinhagen und zu Lydia: „Wo Euer Sohn und Bruder fiel, ward auch ich verwundet, und hier von der linken Hand die drei Finger abgeschlagen, wie Ihr seht. Am zweiten trug ich den Ring mit der Mutter Bild, es sollte mit mir in die Schlacht und das Gedächtnis an die treue Mutter mich behüten. Da verlor ich den Ring und den Finger durch einen Hieb und wurde ohnmächtig weggetragen und sah den Ring nicht mehr.“ Und nun drückte auch er an den Ring und zeigte Lydia das Bild seiner Mutter und riß den Handschuh von der verstümmelten Hand. „Hier ist mein Name: Dietrich Graf z. R.

„Ist das alles wahr und kein Traum? fragte Lydia den Vater.

„Nein, kein Traum, — aber noch mehr ist wahr,“ rief der Graf. „Gott hat Dir ein Zeichen gegeben, wer Dein Verlobter ist. Vater! ich habe die Probe bestanden und an der Unschuld Lydia's festgehalten, nun segne Lydia und mich, wie uns die Mutter in dem Ringe auch gesegnet.“

Das that der Präsident, der schon lange das Mädchen liebgewonnen, und segnete die beiden und schloß Reinhagen in die Arme.

Mit Triumph wurde Reinhagen heimgeholt durch den General und durch die Gemeinde. Ob der alte Schulrat zu dieser Feier eingeladen ward und die Einladung angenommen, wird nicht berichtet. Die Generalin, die Lydia wie eine Tochter liebte, ließ sich's nicht nehmen, ihr die Aussteuer zu besorgen, und von allen Seiten kamen die Beweise der Liebe für den viel angefochtenen Mann. In wenigen Monaten sollte die Hochzeit sein. Denn Reinhagen hatte zu Lydia gesagt: „Nun, mein Kind, weiß ich's, wie's mit dem Ring war. Aber von Deinem Gelöbnis will ich Dich hiermit feierlich entbunden haben, und sollst es übertragen auf Deinen Bräutigam."

Da kam etwa zwei Monate danach ein wunderbares Hochzeitsgeschenk. — Wiewohl Lydia in der Familie des Präsidenten freundlich aufgenommen worden war, so war doch noch immer nicht über David's Ermordung das Dunkel aufgeklärt, und darum lag noch ein gewisses Etwas von Scheu, namentlich gegen den Vater Lydias in der Familie. Da kam eines Tages der Präsident mit Extrapost herübergefahren.

„Ich habe Euch ein Hochzeitsgeschenk mitgebracht, wie Ihr es wohl nicht erwartet habt," sagte er, und damit wies er auf einen großen, sonngebräunten Mann hin, der mit ihm ausgestiegen war. „Das ist Euer

Neffe, Reinhagen, der Sohn Eures ermordeten Bruders, der Euch viel zu sagen hat."

Reinhagen schaute den Mann an und fand auch bald die Züge des Bruders heraus; nur waren die des jungen Mannes freundlich und gewinnend.

„Lieber Onkel," sagte er, „ich komme, um groß Unrecht gut zu machen. Du hast viel durch den Vater gelitten; Gott vergebe es ihm, vergieb Du ihm auch! Der ihn ermordete, ist — Tuaro, der Leibsklave, den er mitnahm. Vater hatte ihm sein Weib genommen und verkauft. Das hatte er nicht vergessen, und bei der Abreise seinen Mitsklaven geschworen, sie sollten den Vater nicht mehr sehen. Uns hatte er lieb, darum wartete er, bis alles geordnet war, und als er hörte, daß Du noch aus dem Hause solltest vertrieben werden, wollte er auch Euch eine Liebe thun, indem er ihn mordete. Zum Schein ist er fortgereist, in der Nacht aber wieder heimgekehrt, hat das Fenster, das er am Tage schon losgeschraubt hatte, leise eingedrückt und so unversehens den Vater überfallen. Um aber ein Zeichen mitzubringen, daß er seine Rache ausgeführt, schnitt er die linke Hand ab mit dem Ringe und eilte damit heim. Das hat Tuaro mir vor seinem Sterben bekannt, und die gedörrte Hand des Vaters samt dem Ring übergeben — und hier ist er. Das Leid um sein Weib und gewiß auch der Mord, den er auf dem Gewissen hatte, haben ihn frühzeitig gebrochen. Ich bin aber hier, nicht bloß um Dir das zu sagen,

da Du, wie ich jetzt höre, zweimal um deswillen gelitten hast, — sondern auch an meinem Teil gut zu machen. Ich brauche den Hof und die Erbschaft des Großvaters nicht. Ich bin reich und habe mehr denn genug. Ich wollte die Heimat sehen, Dich sehen und Dir diesen Trost bringen. Lydia soll die Erbschaft nach Deinem Tode haben, das sei mein Teil ihrer Aussteuer." —

Das weitere mag sich der Leser denken. Lydia hat auch als Gräfin die Kindespflicht am Vater geübt. Reinhagen starb im hohen Alter. Wenn er predigte, dann ging ihm aber der Mund immer besonders freudig auf, wenn er davon redete, wie gut es sei, seinen Gott zum Sachwalter zu haben und mit dem Psalmisten sprechen zu können: „Ich weiß, daß der Herr wird des Elenden Sache und der Armen Recht ausführen."

---

5. Zwei in einer Mühle.

„Betet stets in allem Anliegen."
Epheser 6, 18.

Daß „Beten eines Christen bestes Handwerk" ist, glauben auch nicht alle, trotzdem es Dr. Luther gesagt, der bekanntlich aus Erfahrung sprechen konnte. Sie meinen, dies Handwerk habe keinen goldenen Boden — und wenn es auch einen hätte, so wären doch Löcher drin, denn es falliere manchmal mit dem Beten. Drum wollten sie sich einstweilen lieber auf ihre paar Fäuste und zehn Finger verlassen, und wenn denn gar nichts mehr helfen wolle und man alle andern Thüren auf Erden eingestoßen, bleibe es ja immer noch übrig, sich an die Himmelsthüre mit einer Sturmpetition zu wenden. Man müsse den lieben Gott auch nicht überlaufen und zu viel belästigen, und nicht wegen jedem kleinen Ding herausrufen und in seiner heiligen Ruhe stören, und sich überhaupt den lieben Gott viel zu groß vorstellen, als daß Er sich um die kleinen Menschenkinder kümmere. Man sei jetzt dahinter gekommen, daß die Welt eigentlich nichts sei, als eine große Maschine, und wie eine

aufgezogene Turmuhr, die ganz von selber laufe und nur dann und wann das Einölen brauche. Wenn da aber das Menschlein komme mit seinem Gebete und wolle was ändern dran, so sei's gerade, als ob ein Kindlein in eine große Dampfmaschine greifen wollte und das Rad anders herumdrehen, da breche ihm das Rad einfach die Hand entzwei. Darum sei's am Geratensten, man bleibe zehn Schritte von der Maschine weg, da stehe man sich am besten dabei. Das sei zwar wahr, daß es manchmal nicht ganz richtig in der Maschine aussehe. Es habe zuweilen den Anschein, als ob jemand was dran gemacht hätte. Denn da und dort gebe es einmal einen gewaltigen Ruck, dann bliebe da einmal die Sonne und wieder einmal der Regen aus, dann käme einmal Krankheit über Vieh und Menschen und über das Gewächs, und wisse kein Mensch woher. Zudem käme es dann und wann auch vor, als gäbe es doch Leute, die einmal einen „kühnen Griff“ dahinein thäten — kurz, wer beten wollte, dem könne man's zwar von Polizei wegen nicht verbieten, aber was rechte Leute wären, die hülfen sich selber wieder heraus, wie der Baron Münchhausen, der sich bekanntlich an seinem eigenen Zopf aus dem Sumpf herausgezogen. —

Diese Meinung ist aber nicht erst frisch aus dem Ofen des neunzehnten Jahrhunderts gebacken, sondern schon ein paar Jährlein älter, und darum beißen sich die Leute die Zähne dran aus, wie am harten Brot.

Denn solche Gedanken hatte bereits der Enkelsohn der alten Froschmüllerin zu Finsterbach im Allgäu; und der hat schon seit zweihundert Jahren das Zeitliche gesegnet.

Wer einmal dem Thalgrunde nach von Finsterbach sich immer rechter Hand hält, der wird bald zwischen den dunklen Tannen ein Bächlein gewahr werden, das munter über große Steinplatten hineilt, bisweilen einen Purzelbaum schlägt und einen kleinen Wasserfall, mitunter auch einen kleinen Teich bildet, wie eine Badewanne eingerichtet, wobei die hohen Bäume mit den oben sich berührenden Zweigen den grünen Vorhang abgeben. Das Entree ist frei und das Bächlein thut alles selber besorgen und ist Bademeister und ladet höflichst, einzusteigen, wenn's den Herrschaften nicht gar zu frisch ist und sie das Gruseln gewohnt sind. Denn daß da und dort einmal ein grünes Laubfröschlein sich mit einstellt und seine Schwimmkünste versucht und ein ehrsamer Bachkrebs mit dem Spitzbart aus dem Gestein hervorguckt, wie ein Polizeidiener, der Buben über dem Baden an verbotener Stelle trifft, und frägt, wer sich da unterstehe zu baden; oder daß eine kluge Eidechse schnell über das moosige Gestein läuft, — das darf den großen badenden Geist nicht stören. Hat er aber gebadet, was ihm nur anzuraten ist (denn das Wasser ist von dem berühmten Aqua fontana, wovon die Doktoren, weil es gar zu kostbar, ehemals nur löffelweis verschrieben, auch oft nur dann, wenn sie gar nichts mehr

wußten, verordnet haben), dann thut er gut, auch noch davon zu trinken; denn dies Wasser hat den absonderlichen Vorteil, daß es dem Menschen beim Verstand hält und die Küche im Hause, den Magen, so gründlich fegt, als irgend eine gewiegte Magd im Bergischen Freitags ihren Hausgang.

Der schmale Fußpfad schlängelt sich immer durch's Gebüsch neben dem Bache her, bis endlich der Wald sich etwas lichtet und einen Wiesengrund zeigt, der rings vom Wald begrenzt ist. Der Pfad senkt sich wieder an der Wiese hinunter, und drunten liegt die Froschmühle. Den Namen hatte sie von dem Teiche, der über der Mühle lag und in dürrer Zeit sie mit Wasser versah, in dessen tiefem Schlamm und grünen Moosinseln eine Unzahl dieser kaltblütigen Herren hauste. Die Mühle mochte schon alt sein, denn sie glich mehr einer Festung, als einer Mühle, und wenn das Mühlrad nicht dran gewesen mit seinen großen, gewaltigen Schaufeln, die das Dach überragten, so hätte kein Mensch eine Mühle geahnt. Schießscharten schauten zu den Seiten hervor, und eine kleine Zugbrücke führte über den Graben, der das ganze Haus umschloß. Hohe alte Kastanienbäume und Ahorne deckten die Mühle zu, und nur der aufsteigende Rauch und das Klappern verrieten sie. Denn die Insassen machten keinen Lärm, weder die alte Froschmüllerin, noch ihr Enkelsohn, der Andreas. Wie's gekommen, daß die beiden hier hausten, die fünfundachtzigjährige Großmutter und ihr dreißigjähriger Enkel?

Die Alte war schon mit ihrem Manne heraufgezogen auf die Mühle, der sie ins Erbe bekommen hatte. Sie war damals ein junges, schmuckes Mägdlein gewesen, aus dem Frankenland gebürtig; ihr Mann hatte sie kennen gelernt auf der Wanderschaft, da er als Müllerbursche den Flüssen und Bächen nachging. Später hatte er sie von Vater und Mutter weg in seine Mühle am Finsterbach geführt. Das Herz wollt' ihr schwer werden, als es den Weg da hinaufging. Denn es war ihr schier zu Mute wie einer Nonne, der man das Totenglöcklein läutet und die Haare abschneidet und das Aschengewand anzieht. Die Bäume schlugen über und hinter ihr zusammen, wie das Pförtlein der Zelle, und seit jener Zeit hat sie ihre Gefreundeten und ihr Frankenland nicht mehr gesehen. Es war damals ums Scheiden noch eine andere Sache als heute, wo einer „soeben" nach Kalkutta oder Japan reist und der andere nach Panama, als ob's nur ein Katzensprung wäre; wenn man sich damals „auf Wiedersehn" sagte, wars zumal bei armen Leuten auf den Himmel gemeint. Nun war sie die Müllerin, und außer ihrem Mann und den Mahlgästen sah sie niemand. Im Sommer von Johanni an, ging sie den Weg herunter zur Kirche, die eine Stunde weit lag, und auf Aegidi ging sie zum Nachtmahl. Denn im Winter konnten nur die Mannsleute den Weg machen und die Pferde, die die Kornsäcke herauf- und die Mehlsäcke heruntertrugen. Nur einmal im Winter,

wenn's äußerst ging, setzte der Müller sein Weib aufs Pferd oder auf den Esel und ging mit ihr wie Josef mit Maria herunter nach Bethlehem, d. h. in die Christmette. Denn da war die Kirche erleuchtet in der Nacht, und alle Kinder kamen, und selbst die Ziegen und Schafe trieben sich herum in der Kirche, damit man recht lebhaft an den Stall zu Bethlehem denken sollte. Und oben auf der Orgel stand ein Knabe im weißen Kleid mit der Kerze in der Hand und sang: „Vom Himmel hoch da komm ich her" und am Altar waren viele Knaben im Viereck gestellt, die sangen das Lied: „Den die Hirten lobten sehre;" die eine Hälfte den lateinischen Text: „Quem pastores laudavere" — und die andere Hälfte den deutschen, und antworteten die vier Chöre also einander, jeder immer eine Zeile. Davon zehrte sie lange in ihrer Einsamkeit, denn das erinnerte sie allein noch an ihre Heimat im Frankenland, an ihre Jugend und an Vater und Mutter, die auch keine Christmette versäumt hatten. Den Müllersleuten wurden vier Kindlein beschert, darunter ein Knäblein und drei Mägdlein; nun blieb sie erst recht zu Hause, und selbst manche Christmette kam und ging vorüber, ohne daß sie drunten gewesen. Und die Kindlein wuchsen auf in der Mühle und gediehen am Leibe wie fast alle Müllerskinder, denn es ging ihnen nichts ab, und die Mahlgäste brachten in ihren Ledersäcken reichliche Nahrung mit.

Da wanderte an einem Abend ein Mahlknecht zu, der Arbeit suchte. Er stand nicht mehr in der ersten Jugend, wie mancher sich sonst die Müllerburschen denkt; sein Haar war schon grau und sein Gesicht voll Furchen und Runzeln. Nur das Auge war jung und schaute so freundlich hervor, daß man ihn lieb gewinnen mußte. Seinen schweren Pack hatte er abgelegt, und bald trauten sich die Kinder zu ihm hin, als er sie lockte und kleine Bilder aus der Tasche zog und ihnen gab. Es waren Holzschnitte mit Liedern, wie sie damals durch's deutsche Land gingen. Bald setzten sich ihm die Kinder auf den Schoß. Die Müllerin sah sie sitzen und freute sich des fremden Burschen und hörte seine sittige Rede, die er mit den Kindern führte, und war darum ganz einverstanden, als ihr Mann sagte: „Margarethe! Ich werde mir den Burschen wohl behalten; mein rechter Arm, der leidet von der Gicht, und der Fuß will auch nicht mehr, und die schweren Säcke kann ich auch nicht mehr tragen." Sie aber dachte: „Der Bursche ist einen Schulmeister und eine Magd wert und kann die Kinder mir helfen verwahren." So dingten sie ihn denn um zwei Goldgulden des Jahrs und freie Station, einen Sonntagswams und Beinkleid dazu samt den Stiefeln; und der Mahlknecht war es herzlich zufrieden. Den Müllersleuten ging es aber wie einem Manne, der einen Acker kaufte und einen Schatz darin fand, von dem er nicht wußte. Er

kannte so viel Lieder und Sprüche und Geschichten aus der Bibel, daß die Müllerin meinte, er sei wie der Finsterbach, dem es nie an Wasser gemangelt. Wiewohl er sonst nicht viel sagte, so hielt doch um einetwillen mancher Mahlgast an sich, und das Fluchen und Wettern der Leute hörte auf, und dafür hörte man des Abends aus der Mühle manch kräftig Lied, und die Gäste kamen oft mehr wegen des Mahlknechtes, als wegen des Mahlens; denn die Froschmühle ging langsam und hatte keinen rechten Atem und Blasbalg und mahlte auch nicht mehr fein. Aber um des frommen Mahlknechts willen ward doch die Froschmühle gesegnet, wie Potiphars Haus um Josefs willen. Der Mahlknecht verstand sein Handwerk aus dem Fundament und besserte und flickte an der alten Mühle, so gut es ging, aber sie war eben altersschwach und konnte ihr kein Mühlarzt helfen, und war wie ein Kranker, der nur noch von Arznei und Pflaster lebt. Hätte der Froschmüller so viel Silbergulden gehabt, als Frösche in seinem Teich allabendlich sangen, so wäre freilich der Mühle zu helfen gewesen, so aber halfen alle Kuren nur wenig. Aber nebenbei verstand der Mahlknecht das Handwerk, davon ich oben gesagt, und wer ihn abends auf seiner Kammer, über die sich der Ahornbaum herlegte, beten hörte, zu dem himmlischen Vater, für Sein Reich und Evangelium, für alle Menschen und den Froschmüller und sein Weib, und wie er das alles sagen konnte wie ein liebes Kind mit seinem lieben Vater redet, konnte doch inne

werden, daß der noch wo anders hinein greifen könne, als bloß in's Mühlrad, und auch dem lieben Gott in seine Mühle was hinauftragen zum Mahlen. Denn wenn ihm das Herz recht voll und schwer war, sagte er wohl: „Ich muß wieder einmal dem lieben Gott in seinen Mahlgang den vollen Sack schütten“ — und dann kam auch die Erhörung heraus, wie das weiße Mehl aus den Säcklein. Freilich macht es der liebe Gott mit dem Gebet, wie der Müller mit dem Korn, der schält es auch zuerst, und was nicht taugt, das nimmt er weg. — Und da lernten die beiden, der Froschmüller und die Froschmüllerin, beten und gingen bei dem Mahlknecht in die Schule, der für seine Lektion ihnen nichts abnahm.

Eines Tages kam ein Fremder und begehrte mit dem Mahlknecht zu reden und nahm ihn mit in den Waldgrund hinunter, so daß niemand als nur die Vöglein hörten, was die Zwei mit einander handelten. Dann stiegen sie nach ein paar Stunden wieder herauf, und der Fremde verabschiedete sich. Am Abend aber, als der Froschmüller mit seiner Frau zu Tische saß, hob der Mahlknecht an und sagte: „Liebe Freunde! Ich muß scheiden und meinen Wanderstab weiter setzen, so steht's in Gottes Rat. Gott vergelte Euch, was Ihr an mir gethan. Ihr habt mich aufgenommen, ohne zu fragen, wer ich bin. So will ich's Euch denn sagen: „Ihr habt einen um des Evangelii willen Verfolgten beherbergt, einen Mann, der in Acht und Bann

steht um des Gewissens willen zu Gott. Ich bin ein Diener des lauteren göttlichen Wortes und habe es verkündet bei jung und alt. Aber der alte böse Feind hat sich aufgemacht und Hirt und Herde geschlagen und zerstreut. Nun wandere ich schon an die vierzehn Jahr, hab' mein Priesterkleid ausgezogen und bin ein Müllersknecht geworden, dieweil ich als Knabe bei meinen Eltern solch Handwerk gelernt, ehe denn ich Klosterbruder ward. Nun aber ist's kundbar geworden durch die Mahlgäste, und der Feind ist auf der Spur; um mein Leben sorge ich nicht, aber Euch möchte man ein Leids thun. Das soll nicht geschehen, drum will ich weiter wandern."

Wenn dem Froschmüller der Blitz in die Mühle geschlagen, so hätte er mitsamt seiner Frau nicht mehr erschrecken können, als über diese Rede. Dem Froschmüller ward bange, daß er einen geächteten Mann unter dem Dach haben sollte, und der Froschmüllerin wollte es das Herz abdrücken, daß der Mahlknecht, den sie jetzt als einen Gottesmann kannte, scheiden wollte; nun begriff sie, warum er so treulich lehren und vermahnen konnte und der Schrift Meister war. „Jetzt ist's mit dem Segen aus," sagte sie zu ihm. „Gott hat uns gesegnet um Euretwillen. Meinetwegen könnt Ihr bleiben, hochwürdiger Herr, bis an Euer selig Ende. Denn was ich von Euch gehört, ist mehr wert als Leib und Leben."

Dem Froschmüller ward bei dieser Rede seines Weibes himmelangst, und er schaute scheu nach der Thüre

und dem Fenster, ob niemand zuhörte, und meinte schon in dem Rauschen draußen Schritte zu hören, und's war doch nur der Ahornbaum und der Finsterbach, die in die Wette rauschten. Das sah auch der hochwürdige Mahlknecht und sagte drum: „Ich danke Euch, Mutter, für diese Rede, aber ich muß scheiden. Es soll niemand um meinetwillen leiden. Den Segen nehme ich Euch nicht fort, der hängt nicht an mir, sondern an meinem HErrn und an Eurer Treue gegen Sein Wort. Haltet Ihr Euch zu Ihm, so wird Er sich zu Euch halten. Darum redet mit Euren Kindern davon, und wenn Ihr die Mühle gehen hört, dann denket, daß Ihr auch eine im Herzen habt. Da kommt's drauf an, was Ihr aufschüttet. Macht Ihr's wie die Welt und habt nur irdische Gedanken, da zerreibt sich's Herz in Sorge, wie zwei Mühlsteine, die nichts zu mahlen haben. Denn irdische Gedanken sind Spreu, die nichts taugt; aber habt Ihr das Korn des Wortes Gottes und mahlet Ihr's in Eurem Sinnen und Denken, und bewegt's, wie Maria that, dann kommt eine Speise heraus, die in's ewige Leben bleibt. Von den Goldgulden, die Ihr mir gegeben, laß ich Euch diesen zurück, dafür kauft Euch Gottes Wort in Eure Mühle. Des Morgens beim ersten Hahnenschrei wartet meiner oben am Walde der Geselle mit dem Rosse. Und nun laßt uns beten, dieweil wir noch beisammen sind."

Da kniete er mit den Müllersleuten nieder und betete so herzlich und inbrünstig wie noch nie um alles

Heil und alles Gute, so daß selbst dem Froschmüller das Herz aufging. — Dann segnete er die beiden und ging in die Kammer zu den Kindern und segnete sie auch, und dann hinauf in seine Schlafkammer und blieb die Nacht durch wach. Aber als der Hahn krähte, stand er auf und verließ stille die Mühle, traf oben seinen Gefährten mit den Rossen und sprengte davon.

Die Froschmüllersleute wußten am folgenden Morgen nicht, was ihnen fehlte, es fehlte ihnen bald da und dort; bald gingen sie in die Kammer des Fremdlings, bald unter den Ahorn, wo er gesessen; und die Kinder fragten so befremdlich nach dem Mahlknecht. Es war allen zu Mute wie der Witwe zu Sarepta und ihrem Sohn, als der Prophet sein Stüblein verlassen und fürbaß gegangen war.

Aber der Mann Gottes hatte den Segen nicht fortgenommen, denn die beiden waren nun über Gottes Wort eines Sinnes geworden. Bald kam ein Wanderer, der ihnen eine Bibel brachte. Der versuchte sie erst und fragte: Ob sie nicht das Buch kaufen wollten; es koste aber einen Goldgulden. Und die beiden Müllersleute fuhren zu und besprachen sich nicht lange mit ihrem Gelde, sondern sagten: „Und wenn es zwei kostete, so wollen wir's haben. Wir können zwar nicht lesen, aber unsre Kinder können's, die hat's ein Mahlknecht gelehrt." Und sie erzählten dem Manne von dem Mahlknechte und was sie alles ihm zu danken hätten.

„Nun,“ sagte er, „von dem soll ich Euch eben grüßen, der schickt Euch dies Wort, und den Goldgulden dürft Ihr auch behalten, denn er schenkt Euch dies Buch. Da wird Freude sein, so ich ihm sage, daß Ihr ob dem Worte halten wollt.“ Und sie behielten den Wanderer bei sich und nötigten ihn eine ganze Woche lang, um sich satt zu hören.

Der Wanderer schied, und bald darnach kam mancherlei Trübsal über die Mühle her. Aber es kommt darauf an, wo die Trübsal hinfällt. Kommt sie auf ein Feld und Herz, darin der Same liegt, dann ist sie wie der milde Regen, der Frucht schaffet; fällt sie auf ein leeres Feld und Herz, so kann sie wohl vorbereiten und erweichen, aber Frucht schafft sie für sich selbst noch nicht. Denn die Not lehrt nicht alle Leute beten, sie lehrt auch etliche stehlen. Die schwarzen Blattern waren durch fremdes Kriegsvolk in die Gegend gekommen, und einer der Mahlgäste mußte sie mitgebracht haben, und in einer Nacht küßte der Blatternmann die Kindlein in der Kammer auf Stirn und Wangen, daß lauter rote Röslein aufsprangen, die wurden weiß und darnach schwarz — und als sie schwarz geworden, da waren von den vier Kindlein drei tot und nur eins, der Knabe, blieb leben. Aber sein Gesicht sah aus, als ob ein Schriftsetzer dasselbe in die Form genommen und es mit lauter Buchstaben vollgesetzt. Und die Kindlein hatten im heißen Fieber all die Lieder des Mahlknechts gesungen und die Sprüchlein gebetet,

die er sie gelehrt. Und das Herz der Froschmüllerin wollte schier brechen über dem Jammer, und ihr Mann konnte es nicht mehr mit ansehen und setzte sich unter den Ahorn und weinte, und dort begruben sie auch die Kindlein, denn sie wollten sie nahe bei sich haben. —

Aber das Knäblein gedieh und ward, was sein Vater war. Die Froschmüllerin aber hielt sich jetzt nur um so treuer an's Beten, und ihr Sinn stand nach dem Himmel, wo ihre Kindlein waren. Da starb auch ihr Mann, und sie konnte ihn trösten mit all den Worten des Mahlknechts und weisen auf den, der die Sünder und auch ihn, den Müller, selig machen und weißwaschen könne von allem Sündenstaub. Und sie begruben ihn bei den Kindlein unter'm Ahorn, daß er mit ihnen auferstände. Jahre gingen hin, und der Sohn brachte eine Tochter der Mutter zu in die Mühle, die eine rechte Tochter ward. Sie brachte nicht viel Heiratsgut, aber dafür einen Sinn wie die Ruth gegen Naemi, ihre Schwiegermutter, denn sie sprach zu ihr: „Dein Gott ist mein Gott, und Dein Volk ist mein Volk; wo Du hingehst, da will ich auch hingehen, und wo Du bleibst, da bleibe ich auch; der Tod muß Dich und mich scheiden." Und das that er auch. Denn als sie des ersten Kindleins genas, ging ihr die Seele aus wie der Rahel, und sie schaute es noch einmal an und gab es der Großmutter in die Arme und entschlief. —

Und in alle dem sündigte die Froschmüllerin nicht, sondern sprach mit Hiob: „Der Name des Herrn sei dennoch gelobt," und legte die treue Schwiegertochter neben den Vater und die Kindlein und blieb mit dem Sohne allein. Aber dessen Herz war verwundet bis in den Tod, und war ihm nicht anders, als wenn in seinem Leibe eine Sägmühle mit scharfen Zähnen wäre, die sein Herz zerschnitte wie einen Eichbaum. Und es sägte bei Tag und Nacht den Lebensbaum vom Stamm bis in die Wipfel. Sah er sein Kindlein an, kamen die Thränen ihm in's Auge, denn es war ihm, als früge es: „Wo ist meine Mutter, die Annemarie?" Und konnte sich lange des Kindleins nicht freuen.

Da brach der Dreißigjährige Krieg los und auch der junge Froschmüller spürte es, was Krieg sei, denn die Mühle stand oft einen ganzen Monat und auch noch mehr stille; kam sie aber wieder in Gang, da war's, wie wenn ein Mensch von schwerer Krankheit aufsteht und das Gehen wieder lernen muß wie ein Kindlein an der Hand der Kindsmagd. Das Rad war zerlechzt und ließ das Wasser aus allen Schaufeln fallen, die Mühlsteine paßten so schlecht zu einander, und die Mehltäschlein waren von den Mäusen zerfressen, und die Mühle sah aus, wie das pockennarbige Angesicht des Froschmüllers und wie sein zerrissenes Herz. Hunger und Not trieben ihn endlich heraus aus der Mühle, herunter in's Dorf, und er packte seine besten Habseligkeiten zusammen auf seinen Esel und setzte Mutter

und Kindlein auf's Pferd. Oben auf der Waldhöhe sah er noch herunter auf das hohe Rad und den großen Ahorn, unter welchem sein Glück begraben lag, und es ahnte ihm, als sähe er wohl seine Mühle zum letztenmale. Die Mutter aber war still, so still wie das Mühlrad, aber es war eine andere Stille als die im Herzen ihres Sohnes. Denn es giebt auch zweierlei Stillsein in der Welt. Und wie sie einst schon anders gedacht als ihr Froschmüller, so dachte sie auch jetzt anders als ihr Sohn und waren doch beide in einer Mühle gewesen und hatten in ihr zusammen gemahlen. Sie hatte aufgeschüttet in den Mahlgang ihres Herzens, und ihre Gedanken gingen über den Ahornbaum hinaus bis hinauf zu den Lebensbäumen droben in Gottes Reich; und dachte: Es wird die letzte Pilgrimschaft sein. Und sie segnete noch den Mahlknecht, der ihr einstens zum Leben geholfen und sie zur Gerechtigkeit geführt, und dachte daran, wie der jetzt auch schon leuchten werde wie des Himmels Glanz und wie die Sterne immer und ewiglich, und freute sich, wenn sie oben ankäme und der Mahlknecht zu ihr sagen werde: „Froschmüllerin, seid Ihr auch daheim?" Mit diesen Gedanken und mit den paar Goldgulden, die sie erspart hatten, zogen sie herunter in's Ort.

Der Abzug von der Mühle mochte wohl schon etliche Monate erfolgt sein, als das Kriegswetter sich auch über dem Allgäu entlud, und das Flüchten aufs neue begann. Man trieb das Vieh in den Wald, legte

das Geld in hohle Bäume oder vergrub's, und mancher wußte selber nicht mehr, wo er's hin vergraben. Die alte Froschmüllerin riet, wieder hinauf zur alten Mühle zu gehen, und wenn's doch gestorben sein sollte, droben zu sterben unter'm Ahornbaum. Aber der Sohn schüttelte den Kopf und sagte: „Mutter, Ihr bringt mich nicht mehr hinauf. Ihr wißt, mir geht's, wie unserer Mühle, die ist todkrank, und so ist mir auch, seit das Annmariele tot ist."

Die Müllerin hob den Finger und sagte: „Kind! Kind! Du frißt Dein Leid in Dich und thust übel daran und kommst am Ende gar in's Hadern hinein mit Deinem Gott. Gedenke dran, was der Mahlknecht gesagt: Schütte besser auf! Deine Mühlsteine haben nichts zu mahlen, und es schellt drinnen, und ich höre es: Der Mühlgang ist leer! Nimm Dein Leid und trag's wie ein Mann und wie ein Gotteskind und dann stell' Dich tapfer auf Deine Beine um Deines Kindes willen."

Aber es war umsonst. Schweigend zog er mit durch die Wälder immer weiter von der Mühle weg, und je weiter weg, desto stiller ward er, und als er gar hörte, das Kriegsvolk sei am Finsterbach hinaufgezogen mit Sengen und Brennen, und von der Mühle stehe wohl auch nichts mehr, sprach er gar nichts mehr. Aber als sie in der nächsten Nacht in einer Scheune übernachteten und der Morgen anbrach, sagte er: „Herzliebste Mutter, es will nun zu Ende gehen. Die

Mühle da drin hat kein Wasser mehr und ist noch dazu verbrannt. Komm' ich hinauf, will ich den Vater und Annmariele und die Geschwister grüßen und dem Mahlknecht danken und sagen: Ihr wäret noch unten und hättet mich viel getröstet mit seinem Wort. Und es hat gefruchtet, das glaubt nur; wenn ich den Trauergeist je und je nicht los geworden bin, so hab ich doch jetzt viel Fried und Freud. Nehmt mein Söhnlein und versorgt's und lehrt's vor allem so beten, wie Ihr's selber könnt. Und wenn Ihr" — da stockte ihm der Atem, und er sah noch seine Mutter und sein Kind an und war verschieden. „Deine Seele Gott genade!" sagte still die alte Müllerin, beugte sich noch einmal über ihn her und drückte ihm die Augen zu. Sie war auch mit ihm eines Sinnes geworden. Die Leute halfen ihr den Sarg zimmern, und sie wählte einen Ahornbaum oben im Walde. Da begruben sie ihn darunter und sie machte ein Zeichen an den Baum, daß sie ihn wiederfände.

Sie wußte nun nicht, wohin, ob sie nach Franken sollte, zu sehen, ob von ihren Gefreundeten noch einer lebte, oder wieder umkehren mit dem Knaben, der mittlerweile zehn Jahre geworden. Da fragte sie wieder da um Rat, wo sie so oft gefragt, und brachte den vollen Sack wieder hinauf zum Mahlen mit allem Anliegen, und des Morgens schied sie von den Leuten, die geflüchtet waren, und sagte ihnen, sie wolle wieder heim an den Finsterbach, denn die Erde sei

allenthalben des HErrn, und Er könne sie auch dort bewahren.

So machte sich die siebzigjährige Müllerin mit ihrem Enkelkinde auf, und etliche von den Geflüchteten kehrten auch mit um. Der Marsch war beschwerlich, und der Bündel ward ihr sauer, in welchem sie ihre beste Habseligkeit, ihre Bibel, trug. Nach Wochen kamen sie am Finsterbach an. Aber ehe sie hinaufstiegen, kniete sie mit dem Enkel im Walde nieder und bat um Kraft für den steilen Weg, und daß sie doch droben die Mühle noch so schauten, und es nicht allzu traurig wäre. Als sie aber oben waren, erschrak die Froschmüllerin heftig, denn es rauchte aus dem Schornstein der Mühle, und sie hörte das Rad gehen und das Wasser aus den Schaufeln fallen. Denn wenn sie hunderte von Mühlen hätten gehen hören, ohne sie zu sehen, hätte sie doch gleich gewußt, welches die Froschmühle sei.

Sie dachte nicht anders, denn daß etliche Schnapphähne sich da oben niedergelassen und von der Mühle Besitz genommen, und befahl ihre und des Knaben Seele ihrem Gott und schritt mutig zu. Wie sie an den alten bekannten Steg kam und über die Zugbrücke ging, trat ihr unter der Thüre ein Mann im weißen Bart entgegen.

„Fürchtet Euch nicht, Froschmüllerin, ich bin's,“ sagte er. Da erkannte sie den Wanderer wieder, der

ihr einst den Gruß vom Mahlknecht bestellt und die Bibel gebracht.

„Ich bin,“ fuhr er fort, „auch durch das Kriegsvolk vertrieben worden, da beschloß ich, zu Euch zu flüchten, dieweil ich dachte, die Mühle am Finsterbach findet kein Wallensteiner. Aber wie ich kam, da waret Ihr fortgezogen, und ich fand niemand als nur die Gräber unter'm Ahornbaum. Da habe ich mir gedacht, daß Ihr geflüchtet seid, und wollte derweilen Haus halten und habe gepflanzt und an der Mühle geflickt, so viel ich gelernt und verstanden. Seit zwei Monden sind auch die Leute wieder heimgekehrt, und die Mühle geht wieder, und nun sollt Ihr wieder in Euer Erbe kommen.“

Da staunte die Müllerin über die Wege Gottes und sie erzählte dem treuen Mann, wie alles gekommen und was sich zugetragen und wie sie von allen Wörtlein Gottes seitdem gelebt, die ihr der Mahlknecht einst gesagt, und damit alles Kreuz und Leid habe fröhlich erdulden können und wie sie nun hoffe, bald in Frieden zu fahren. Alles war in der Mühle aufs beste erhalten, sie fand Vorrat für den Winter, und es war ihr, als ob sie auf Besuch hier wäre, für den man alles hergerichtet. Dem Manne aber räumte sie wieder das Prophetenstüblein ein, wo einst ihr Mahlknecht gewohnt, und bat ihn, sie nicht zu verlassen und die Mühle auch als sein Eigentum anzuschauen und den Enkelsohn mit erziehen zu helfen. Und der treue

Mann versprach es ihr und lehrte den Knaben lesen und das Müllerhandwerk. Und der Knabe wuchs heran, und als er zwanzig Jahre geworden, wollte er wandern, und die Großmutter segnete und vermahnte ihn, sich fleißig zu halten am Gebet, dieweil es sei wie Jonathans Bogen, der nicht fehlete, und wie Sauls Schwert, das nie leer zurück kam. Und er versprach es ihr.

Bevor er aber schied, nahm sie ihn an der Hand und führte ihn an den Ahornbaum und sagte: „Lieber Andres! da drunten liegt Dein Großvater und Deine Mutter selig, samt meinen Kindlein, die der Blatternmann geküßt. Dein Vater liegt weit weg begraben. Aber wir sind doch alle eines Sinnes geworden. Du weißt, was geschrieben steht: „Zwo werden mahlen auf einer Mühle, der eine wird angenommen, der andere verlassen werden.“ Das ist ein schrecklich Wort, und insonderheit für Müllersleute geredet. Andres, bring' den Sinn mit heim, den Du fortnimmst, daß ich auch ruhig unter'm Ahorn liegen kann. Denn ob meine Augen Dich noch sehen, weiß ich nicht, dieweil ich hochbetagt bin und die Wallfahrt meines Lebens sauer und schwer gewesen.“ Und dann küßte sie ihn und er zog fort, und die Froschmüllerin sah ihm noch lange nach, als wollte sie mit den Augen ihn leiten, was doch nur unser Herrgott kann. Sie kehrte wieder um, und es verging kein Morgen und Abend, wo sie nicht mit dem Mahlknechte des Enkelkindes gedachte und bat, daß doch Gott mit ihm ziehen wolle wie mit Jakob,

den er hin- und wieder hergebracht, und daß der Andres desselben Sinnes bleibe, den er mitgenommen aus der Mühle. Die zwei Alten aber waren ein Herz und eine Seele, und die Rede ging ihnen nicht aus, so wenig als dem Finsterbach das Wasser. Denn wer aus dem Wort Gottes lebt, dem geht der Stoff nicht aus, sintemal es ein Wasser ist, das aus dem ewigen Leben kommt und in's ewige Leben fließt, und ein Mensch Gottes kennt keine Langeweile.

Drei Jahre waren um, und von dem Andres hatten die beiden nichts gehört, denn mit dem Briefschreiben ging's damals nicht wie heute, und wenn er auch einem fahrenden Mahlknecht auftrug, er solle die Froschmühle am Finsterbach aufsuchen, so nahm der doch das so wenig ernst, als wenn man heutzutage einen Gruß bestellen soll. Von denen wird auch mancher ein paar Jahr alt. Endlich stieg an einem Abend ein Müllerbursche die Wiese herunter, mit einem Ränzlein auf dem Rücken, und klopfte mit dem Ring an die Thüre und fragte, ob die Müllerin keinen Mahlknecht brauche. Aber die Froschmüllerin erkannte trotz ihrer alten Augen und trotz der Dämmerung ihren Enkelsohn. Denn eine Mutter hat außer den zwei Augen im Kopfe noch ein paar andere irgendwo sitzen, daß sie merkt, was niemand merkt, und womit sie erkennt, was niemand erkennt. Sie breitete die Arme aus und rief: „Freilich können wir Dich brauchen, Andres,

Gott segne Deinen Ausgang und Eingang von nun an bis in Ewigkeit!"

Der alte Mahlknecht kam auch und konnte sich nicht genug verwundern des kräftigen Aussehens des Burschen, und freute sich dieses Augentrostes für die alte Müllerin. Beim Abendsegen schaute der Mahlknecht dem jungen Burschen scharf in die Augen und wollte lesen, ob der alte Sinn noch drin stände, aber er konnte nichts herauskriegen, denn Andres hatte die Augenlider gesenkt. Am folgenden Tage besah er die Mühle. Aber von dem Besehen ward ihm das Herz schwer, und die Augen wurden ihm naß, und es kam über ihn ein böser Geist, wie über den König Saul. Bei dem Essen ließ er den Kopf hängen und würgte an den weißen Bohnen, als müsse er sie zur Strafe essen. Die alte Müllerin sah ihn bedenklich an, sagte aber nichts und dachte: „Er wird so seine Gedanken haben und ist akkurat, wie sein Vater selig." Als er aber immer trübseliger ward, nahm sie ihn mit unter den Ahorn und sagte: „Andres, Du hast einen Kummer und hast kein fröhlich Herz, wie's junge Leute haben sollen. Sag an, was Dich drückt."

Da starrte er den Boden hinein und seufzte nur. Endlich aber, als die Großmutter in ihn drang, fuhr er heraus: „Großmutter, die Mühle ist eine Lotterfalle und keine Mühle. Ich bin draußen gewesen und habe Mühlen gesehen so flott und stolz, daß es eine Lust war. Hätt' ich gewußt, daß es so bei

Euch aussieht, wäre ich geblieben, wo ich war, draußen im Schwabenland. Da hat's Mühlen mit sechs Gängen und ist ein Leben drin. Aber hier ist der Tod. Da kann ich's nicht aushalten.

Da seufzte die alte Froschmüllerin und sagte: „Andres, schilt Deines Vaters und Großvaters Mühle nicht, die Gott gesegnet hat am Finsterbache. Du weißt, an Seinem Segen ist doch alles gelegen, und Seine Sonne scheint auch über den Finsterbach und hat ihm nie an Wasser gemangelt, und auch uns hat's nie gefehlt, nicht an Mehl im Cad noch am Öl im Krüglein."

„Das mag sein," sagte der Andres, „und Ihr mögt den Glauben haben, aber was nützt mich das Beten und der Segen, wenn die Kammräder zerbrochen und die Mühlsteine verschlissen und die Täschlein zerfressen sind?"

„Andres," sagte die Müllerin, „Dir ist der Glauben draußen in der Welt den Mühlbach hinuntergeflossen, daß Du so redest. Die Mühle mag alt sein, aber unser Herrgott ist nicht zu alt, daß er nicht darin uns helfen könnte. Ruf' Du Ihn an und brauch' Deine Kunst, wie Du sie gelernt, und Er wird Dir helfen."

Da lachte der Andres so vor sich hin, wie es denn solch ein Lachen giebt, da man mehr mit sagt, denn mit vielen Worten. Und das Lachen that der Froschmüllerin weher, als all seine Rede und die

Grabhügel unter dem Ahorn. — Sie sagte nichts mehr zu ihm, sondern ging oben hinauf auf's Stüblein des Mahlknechts, und klagte ihm ihr Leid. Der aber tröstete sie und sagte: „Laßt ihn nur. Es läßt sich der Glaube nicht erzwingen. Betet fleißig, daß wir wieder eins in der Mühle werden und laßt's am sanftmütigen Geist nicht fehlen, der allein hilft." Der Andres aber suchte nun seinen Unmut über die Mühle los zu werden an dem Mahlknecht, und gerade daß dieser so freundlich blieb und so wenig aus dem Geleise kam, als die Froschmühle aus ihrem langsamen Tempo, ergrimmte ihn noch vielmehr, und der Unmutsgeist fraß immer tiefer ihm in's Herz hinein. — So ging's lange Zeit fort, und der Andres konnte sich nicht wehren der Wahrheit, die er hörte, und stritt wider sie, je tiefer sie ihm zu Herzen ging, und war nicht anders anzusehen, als wie ein Karpfen an der Angel, der sich schüttelt und kämpft, dieweil ihm der Haken tiefer in's Fleisch fährt.

Da kam noch teure Zeit dazu in's Land, und die Bissen wurden schmaler. Und eines Tages sagte der alte Mahlknecht zur Froschmüllerin: „Mutter, es ist teure Zeit, und die Mühle nährt uns Dreie nicht, darum will ich wieder wandern. Ihr habt nun die Hilfe am Enkelsohn, und Eurer Tage werden ohnehin nicht viele mehr sein. Dann seid Ihr wieder zween in der Mühle, und Ihr werdet vielleicht leichter eins werden, wenn ich nicht da bin und Euch beistehe und

dem Andres Widerpart halte. Gebt die Hoffnung nicht auf, er kommt wieder zurecht, und bleibt nur fleißig am Beten!"

Der alten Müllerin that's im Herzen wehe, den treuen Mann zu missen, aber sie gab ihm Recht und segnete ihn für alles Gute, das er ihr gethan. Und auch dem Andres ging's tief zu Herzen und wollte durchaus ihn nicht ziehen lassen und sagte manch Wort, das bisher nicht aus seinem Munde gekommen. Denn oftmal merkt man erst beim Scheiden, was man aneinander gehabt. — Und der Mahlknecht zog fröhlich seine Straße und versprach wiederzukommen, wenn's bessere Zeit wäre, und bat um das eine: Um Einswerden in einer Mühle.

Der Andres nahm sich mehr zusammen und that die Arbeit in der Mühle mit weniger Seufzen, als die Mühle sie that, las auch der alten Großmutter aus der Bibel; nur konnte er keine Zuversicht gewinnen in's Gebet, dieweil es nicht helfe, wenn die Mühle kein ordentliches Rad hätte. Die Bissen wurden immer schmaler und zuletzt gab's wenig mehr als Ziegenmilch mit etlichen Brotrinden drin und dicke Rüben. Die alte Müllerin hatte jeden Tag voll aufzuschütten beim lieben Gott, und bat Ihn herzlich, Er möge sie doch um ihres Andres willen nicht zu Schanden werden lassen und einmal Seine Herrlichkeit zeigen, und es mit Seiner Güte an ihm probieren.

Bald darauf saßen sie des Abends zu Tische und die Alte betete: „Komm, Herr Jesu, sei unser Gast und segne, was Du bescheret hast“ und als der Andres die trübselige Schüssel mit den Bröcklein anschaute, sagte er: „Ach, Großmutter, wie möget Ihr zu diesem Essen den Herrn Jesum einladen!“ Da öffnete sich die Thür, und eine starke Stimme sprach: „Hier schickt Euch der Herr Jesus einen Gast, denn Ihr habt ihn geladen.“

Die beiden schraken zusammen, denn es war ein Mann hereingetreten, eine hohe Gestalt, wie ein Ritter anzusehen, der einen Jagdrock trug und ein Jagdhorn an der Seite. „Nun laßt mich mit essen, was Ihr habt,“ sagte er, „denn ich bin ein schier verhungerter Mann.“ Und die beiden stellten ihm vor, was sie hatten, und aßen selber nichts um des verhungerten Mannes willen. Das war aber der reiche Ritter von Steinfels, der sich auf der Jagd verirrt hatte, und durch das Klappern der Mühle den Steg gefunden.

Der Andres holte noch des Reiters Roß herunter, das er oben am Wiesenrand an den Baum gebunden; und dieweil es spät am Abend war, machte ihm die Froschmüllerin das Lager im Prophetenstüblein zurechte. Und sie saßen noch lange beim Licht, und die Müllerin erzählte von alle dem, was sie in der Mühle erlebt, seit sie aus Frankenland heraufgezogen, und der Ritter konnte sich nicht satt hören, und als der Andres ein=

mal herausgegangen, um die Mühle zuzustellen, damit der Ritter bessere Nachtruhe halten könnte, fragte der Ritter auch nach ihm, und sie erzählte, wie traurig das junge Blut sei, weil die Mühle so alt und baufällig wäre, und wie es die Herrlichkeit Gottes nicht sehen könne, dieweil sein Auge voll Thränen wäre und die Sonne nicht durchließe. Und als sie dann die Bibel vom Simse nahm und dem Andres zu lesen gab, hörte der Ritter andächtig zu.

Des Morgens schlief er lange, und die Sonne schien schon unter dem Ahorn hervor, als er erwachte. Die Müllerin hatte den Imbiß bereitet, der dem Ritter vortrefflich mundete. Darnach bat er den Andres, ihm die Mühle zu zeigen. Und mit wehmütigem Herzen that er's und zeigte die alten Mahlgänge und die verschlissenen Steine, und der Ritter kroch mit ihm durch und schaute in die Mahlkästen hinein. Darnach verabschiedete er sich herzlich und gab der alten Müllerin zwei Goldgulden für das Nachtquartier und ließ sich von ihr segnen. Der Andres aber begleitete ihn weit durch den Finsterbach bis auf die Heerstraße. Unterwegs aber vermahnte der Ritter den Andres, sein Vertrauen nicht sinken zu lassen, denn Gott erhöre Gebet und Bitte. Er habe sich von dem Troß verloren und nicht mehr aus und ein gewußt, und nicht anders geglaubt, denn im Walde verhungern zu müssen, da habe er gebetet, und bald darnach das Klappern der alten Mühle gehört. Die sei also immerhin noch gut

genug, einem Menschen das Leben zu retten. Darum solle er nur getrost fortfahren und am Glauben halten. — Daß er aus dem Munde des Ritters solche Dinge hörte, war dem Andres verwunderlich, und glaubte ihm mehr, denn der Großmutter und dem Mahlknecht; und ist heute noch so, daß man oft einem großen Herrn mehr glaubt, denn einem kleinen, wiewohl doch Wahrheit Wahrheit bleibt, ob sie ein König oder ein Nachtwächter sagt.

Als er heimkehrte, war er doch freudiger und dachte: „Die Mühle ist doch noch zu was gut," und ließ das Wasser wieder über das Rad laufen. Aber als er durch die drei Gänge ging, und das hervorstürzende Mehl in den Säcklein prüfte, däuchte es ihm nicht ganz richtig zu sein, denn es sah mitunter gelb aus, und er dachte nicht anders, als daß wieder ein neues Unglück begegnet wäre an der Mühle. Aber er staunte noch mehr, als er mit einer Hand voll Mehl an's Licht ging und darinnen zwei Goldgulden und als er weiter im Mehl fühlte, deren immer mehr fand, die oben aus dem Mahlgang kamen. Das däuchte ihm Wunder über Wunder, daß die alte Mühle sollte Goldgulden mahlen. Der aber aufgeschüttet hatte, das war der reiche Ritter, der unvermerkt das Gold oben in den Mahlkasten geworfen, das jetzt unten heraus kam. Es war just so viel, daß er seine Mühle kurieren und noch dazu zwei neue Mahlgänge aufstellen konnte. —

Da kam er denn voller Beschämung zur Großmutter und erzählte ihr, was geschehen. Sie aber war nicht verwundert, sondern gedachte des reichen Gottes, der für die Abendmahlzeit und das Nachtquartier den Andres so reichlich gesegnet und ihn zum Glauben hatte gebracht.

Bald lief die Mühle in anderem Tempo, und des Andres Herz mit ihr in die Wette; er glaubte nun, weil er die Mühlräder und die Gänge sah, wie Thomas, als er die Finger in die Wundenmale seines Herrn legen durfte. Nun wußte er, daß der Großmutter Hausmittel geholfen, und gab ihr Recht, und lernte von ihr das Aufschütten, das er auf der Wanderschaft nicht gelernt.

So war auch die Müllerin mit ihrem Enkelsohne eins geworden in der Mühle. Erst war sie's mit ihrem Mann über dem Mahlknecht, darnach mit ihrem Sohn über seinem Leid, und nun mit ihrem Enkel über seiner Freude. Und das alles hatten sie dem Wort und Gebet zu danken, das allenthalben aus zweien eins machen kann, und die Einigkeit fest macht in Freude und Leid.

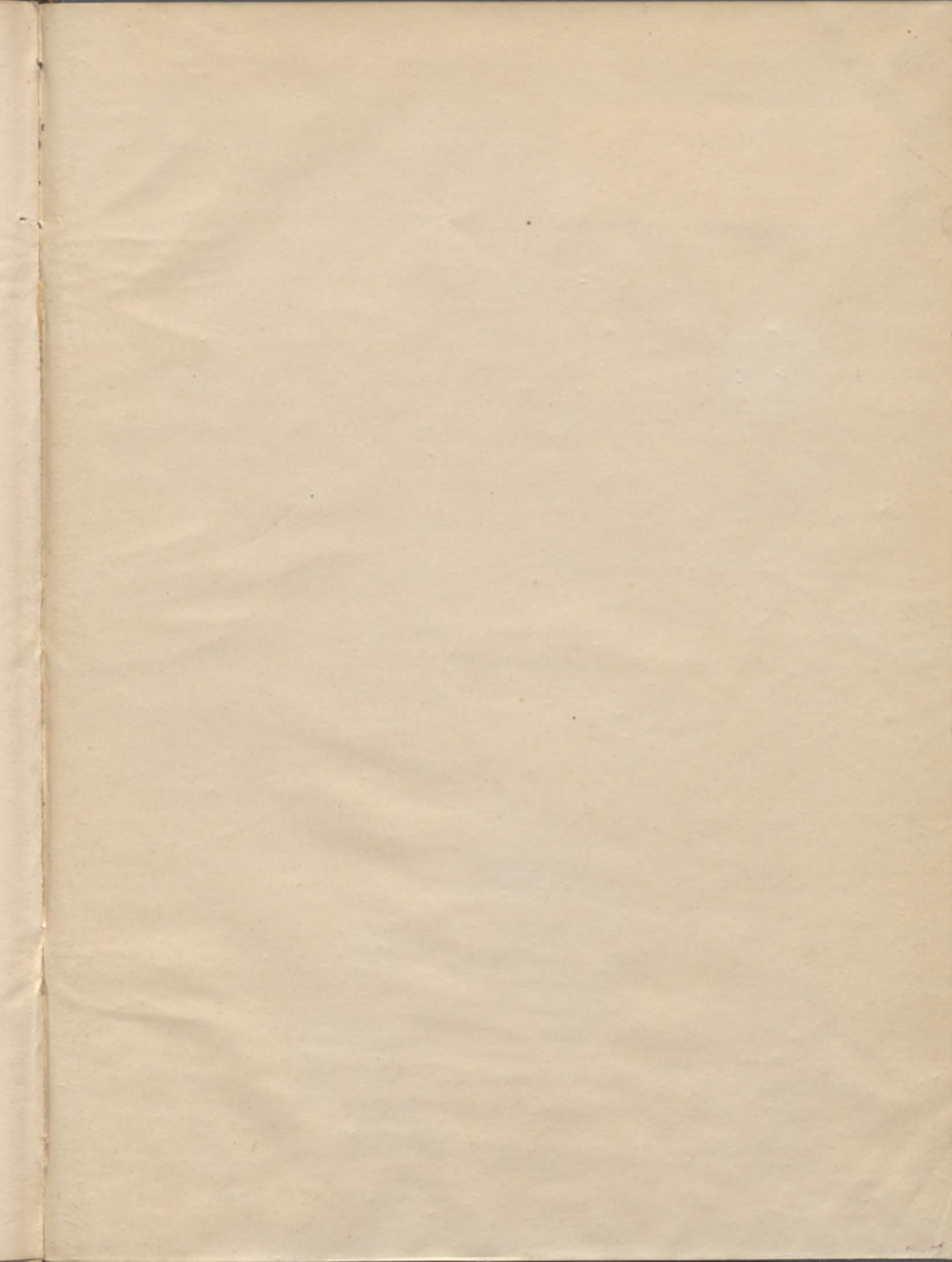
Item: Ob der geneigte Leser in einem Hause wohnt, in dem allerhand Köpfe sind, weiß der Verfasser nicht. Den Hut aber, unter den die verschiedensten Leute gehen, macht kein Hutmacher; und wenn er ihn machen könnte, so fragt sich's immer noch, ob die Leute nun auch drunter gehn wollen. Der Müllerin

Mittel aber, wie zwei eins werden, ist probat und hat viele Atteste, selbst auch von hohen Herrschaften, für sich; kann dazu in jeder Haushaltung gebraucht werden und bedarf keiner Mühle, um seine Wunderkraft zu beweisen.

Item: Das Müllerhandwerk ist von alters her ein berühmt Handwerk, aber Dr. Luthers bestes Handwerk ist noch berühmter, denn auch der besten Mühle kann's an Wasser fehlen, dem Beten aber nimmer an der Erhörung.



Druck von Albert Damcke, Berlin SW. 12.




Biblioteka Główna UMK
300020816190

